

Nachrichten der Initiative Denkmalschutz

Wie gut geschützt ist die moderne Architektur?



Editorial

Dass auch Bauwerke der jüngeren Geschichte schützenswert sind, insbesondere jene der Nachkriegszeit, ist eine Erkenntnis, die sich derzeit langsam durchsetzt. Auch das Bundesdenkmalamt hat sich bereits mehrmals zur Notwendigkeit der Unterschutzstellung von Bauwerken der Moderne bekannt. Der zeitliche Horizont reicht dabei fast bis in die unmittelbare Gegenwart, bestes Beispiel ist das 2008 eröffnete Museum Liaunig in Kärnten, das bereits 5 Jahre nach seiner Fertigstellung unter Denkmal-

schutz gestellt wurde. Dass eine solche Vorgangsweise notwendig ist, zeigen zahlreiche Gefährdungen, denen viele mittlerweile in die Jahre gekommene Bauwerke ausgesetzt sind. Noch bevor ihr Wert erfasst ist, werden sie Opfer von Abbruch oder Umbau.

Erinnert sei an das ehemalige Verwaltungsgebäude der Austrian Airlines in Wien-Oberlaa, das 2012 geschleift wurde. Einige weitere Beispiele werden in dieser Schwerpunktnummer vorgestellt, ebenso wie fragwürdige Fälle von Umgestaltungen moderner

Bauwerke. Bei allem Unbehagen, das die Moderne aufgrund ihrer standardisierten massenhaften Verbreitung (nie war das Bauvolumen größer als in den Jahren seit 1945) in städtebaulicher Hinsicht zu Recht bewirkt hat, soll in dieser Ausgabe der Anspruch und der daraus folgende Denkmalcharakter, den die Moderne in ihren herausragenden Werken hat, verdeutlicht werden.

Mag. Wolfgang Burghart
Chefredakteur von „Denkma[i]“

Die Initiative Denkmalschutz ist ein unabhängiger Verein für den Schutz bedrohter Kulturgüter in Österreich

www.initiative-denkmalschutz.at – Fuchsthallergasse 11/5, 1090 Wien – Telefon: +43 (0)699 1024 4216 – eMail: office@idms.at

Inhalt

- Seite 1 Editorial - Wie gut geschützt ist die moderne Architektur?
- Seite 3 *Bruno Maldoner*: Denkmalschutz und Denkmalpflege bei Werken der modernen Architektur
- Seite 5 *Stefan Tenhalter*: Das Haus Zablatzky - Zeugnis einer anderen Moderne
- Seite 6 *Oliver Schreiber*: Wiener Werkbundsiedlung - Glücklich wohnen im „spinnerten Dorf“
- Seite 8 *Helmut Lackner*: Die Tabakfabrik in Linz - ein Gesamtkunstwerk
- Seite 10 *Ulrike Zimmerl*: Die Siedlung am Heuberg in Wien-Hernals
- Seite 12 *Iris Meder*: Das Haus Beer von Josef Frank in Wien-Hietzing
- Seite 14 *Bernhard Leitner*: Das Wittgenstein-Haus: Der Bau 1928 - Die Rettung 1971
- Seite 16 *Renate Goldmann*: Das Haus Weissmann in Wien-Hietzing - Denkmalschutz eines privaten Wohnhauses
- Seite 17 *Ute Georgeacopol-Winischhofer*: Amerikanische Appartementhäuser in Wien-Döbling
- Seite 18 *Ute Georgeacopol-Winischhofer*: Carl Appel und seine Bauten der Nachkriegszeit
- Seite 20 *Axel Hubmann*: Ernst Hiesmayr - Der Mensch und Architekt
- Seite 21 *Norbert Mayr*: Nieder mit Gerhard Garstenauer!
- Seite 24 *Karl Langer*: Das Wirtschaftsförderungsinstitut St. Pölten
- Seite 26 *Petra Kickenweitz*: Der Hafnerriegel - das legendäre Studentenheim ist Geschichte
- Seite 27 *Eilfried Huth*: Das Forschungs- und Rechenzentrum (FRZ) der VOEST-Alpine in Leoben
- Seite 28 *Klaus-Jürgen Bauer*: Das Haus Dellacher von Raimund Abraham in Oberwart
- Seite 30 *Ugo Rossi*: Das Haus Rudofsky in Frigiliana (Spanien) - Bauen ohne zu zerstören
- Seite 32 *Edgard Haider*: Unvergessen - Das Österreichische Verkehrsbüro von Hans Hollein
- Seite 33 *Axel Hubmann*: Ein Schatz im Paradies - das Museum Liaunig
- Seite 34 *Christian Hlavac*: 50 Jahre Wiener Internationale Gartenschau WIG 64
- Seite 36 *Gerhard Hertenberger*: Das Ende zweier historischer Bedürfnisanstalten in Wien, Teil 1: WC-Anlage am Hohen Markt
- Seite 40 *Erwin Barta*: Das Wiener Konzerthaus - Bau und Generalsanierung
- Seite 42 *Gabriele und Rainer März*: Die Zukunft der Trabrennbahn Krieau
- Seite 44 *Herbert Wansch*: Der Prunkkandelaber der Wiener Weltausstellung
- Seite 45 *Felix Deflorian*: „Steffl-Blick“ in Gefahr - Die Sichtachse Josefstädter Straße - Stephansdom
- Seite 46 *Thomas Baar*: Vom Verschwinden der Vorstadt: Der Zweite Bezirk
- Seite 47 *Ernest Vatier*: Vom Weltkultur- zum Geldkulturerbe (Salzburg Ernest-Thun-Straße)
- Seite 49 Kurzmeldungen
- Seite 51 Veranstaltungen / Termine

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:
Verein Initiative Denkmalschutz
(ZVR-Zl. 049832110), Fuchsthallerg. 11/5,
1090 Wien, Österreich.
e-Mail: office@idms.at
http://www.initiative-denkmalschutz.at
Mobil: +43 (0)699 1024 4216
Tel./Fax: +43 (0)1 310 22 94

Chefredakteur: Mag. Wolfgang Burghart
Chef vom Dienst: Dr. Gerhard Hertenberger
Redaktion: Markus Landerer, Claus Süß
Layout: Ing. Viktor Zdrachal
Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren. Redaktionsschluss: 15. März 2014
Mitgliedsbeitrag: € 25, ermäßigt: € 20
(bei Zusendung von Druckwerken als PDF per e-Mail), Förderer: € 250

Bankverbindung:
Konto-Nr. 28938762500,
BLZ 20111; BIC: GIBAAATWWXXX,
IBAN: AT86 20111 289 387 625 00

Grundlegende Richtung: Information der Vereinsmitglieder über Aktivitäten des Vereins und Problematiken im Bereich des Denkmalschutzes in Österreich. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder und stimmen nicht unbedingt mit jener der Redaktion überein.

Bildnachweis (Abb.): Albertina, Signatur A. Loos ALA 702: 15; Archiv Garstenauer: 35-36, 38; Archiv Edgard Haider: 99; Archiv Werkgruppe Graz: 44; Archiv der Wiener Konzerthausgesellschaft: 71; Atelier Prof. Hans Hollein / Jerzy Surville: 53-54; Thomas Baar: 83-84; „Der Bau“, Jg.12, 2/1957: 31; „Der Baumeister“, Jg. 1931: Titelfoto, 22; Böhlau Verlag/Carl Appel: 30; Wolfgang Burghart: 61; Felix Deflorian: 79-80; Bernhard Dewath: 93; Gerhard Hertenberger: 64, 95, 102; Christian Hlavac: 57-60, 96; Franz Hubmann / Archiv Prof. Franz Hubmann / Axel Hubmann: 81; Eilfried Huth: 45-46; IC Projektentwicklung GmbH / Johannes Zinner: 75; Martin Kupf: 82; Helmut Lackner/TMW: 10-12; Markus Landerer: 23; Karl Langer: 41; Bernhard Leitner: 24-26; MA 19: 65-66; MA 19 (ident im BDA-Akt): 62-63, 67; Stefan Mastal: 101; NOEN/Reinhard Heidlmair: 87; Norbert Mayr: 34, 37, 39, 50-52; Rainer März: 73-74, 105; Iris Meder: 19; „Moderne Bauformen“, Jg. 1932: 21; Privat: 69; querkraft, Lisa Rastl, Pawel Ulatowski: 56; Erich J. Schimek: 27-29, 103; Rainer Schoditsch: 47-49; Oliver Schreiber/BDA: 7-9; Monika Schuller: 20; Wolfgang E. Schulz: 77-78; Karl Schwanzner Archiv: 40, 42-43; Herbert Schwingenschlögl: 70, 72; Stefan Tenhalter: 4-5; Christopher Timmermann/www.vedevo.org: 68; Gregor Ufermann: 16-18; Ernest Vatier: 85; Renate Weihs-Raab: 1; Viktor Zdrachal: 86, 94.

Wikimedia commons gem. <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0> (teilweise abgewandelt von Ing. Viktor Zdrachal); Fotos mit Quelle www.flickr.com, Lizenz CC-BY-2.0, Fotograf Friend Five: 2; Fotos mit Quelle www.wikimedia.org, Lizenz CC-BY-SA-3.0 (AT/DE/migrated), Fotografen: Thomas Ledl: 3; PictureObelix: 6; PictureObelix: 104; ailura: 13; Epiktetos: 14; El bes: 32; Boehringer Friedrich: 33; jj55: 55; herbert ortner: 88, 90; Brezocnik Michael: 89; Gveret Tered: 91; Manfred Werner Tsui: 92; Buchhändler: 97; geiserich77: 98; Gryffindor: 100; alle exakten Wikimedia Lizenzen im Detail unter <http://commons.wikimedia.org/>

Titelbild: Haus Beer, Wohnhalle mit Empore; aus der Zeitschrift „Der Baumeister“, Jahrgang 1931.



Errata: Denkma[i] Nr. 14-15 / Juli-Dezember 2013

Seite 59: Die Abbildung des "Ärztelhauses" in der Weidlingbachstraße 15 in Tullnerbach (NÖ.) (siehe links, Abb. 1) fehlte bedauerlicherweise.

Seite 76: Abb. 121 stammte von Erich J. Schimek (nicht von Gerhard Hertenberger)

Abb. 1: Das Ärztelhaus in Tullnerbach



Wir danken für einen Druckkostenbeitrag seitens des Referats Wissenschafts- und Forschungsförderung der Stadt Wien (MA 7)

Denkmalschutz und Denkmalpflege bei Werken der modernen Architektur

Einleitend sei an ein elementares menschliches Verhaltensmuster erinnert: Jemand erwirbt Gegenstände oder errichtet Bauwerke, weil er damit einen besonderen Wunsch oder Zweck verbindet und weil die Erfüllung dem Urheber viel bedeutet. Überdies dient es dem Image der Bauherrschaft, wenn neue Bauten in Medien und insbesondere auf Feuilletonseiten von Zeitungen besprochen werden. Aber nachdem einige Zeit verstrichen ist, lässt – bedingt durch Eigentümerwechsel oder Veränderungen in den

sende Geschäfts- und Verwaltungsbau der Firma Steyr-Daimler-Puch AG am Wiener Kärntner Ring 7 dar. Er wurde nach 1989 abgebrochen. Überlegungen zum Abbruch des Loos-Hauses am Michaelerplatz in Wien waren bald nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges aufgetaucht. Das durch das Bundesdenkmalamt ausgesprochene öffentliche Interesse an der Erhaltung und die damit einhergehende Unterschutzstellung machten allerdings derartige Absichten zunichte.

In der kritischen Phase des erlahmen-

schaften und deren Arbeitsweise² orientierten. Als weitere charakteristische Größe ortete er aber das Bewusstsein für soziale Verpflichtungen, welche der engen rationalistischen Betrachtung Grenzen setzten: "Bei Bauten wie Wohnhäusern und Schulen, die besonders der menschlichen Wärme bedürfen, wurde es bald klar, dass es mit dem ersten, rein rationalistischen Stadium des Funktionalismus nicht sein Bewenden haben könne."³ Es mag nicht leicht sein, in der Rückschau die Bauten dieser Epoche trotz ihrer Fehler und Schwächen zu schätzen, aber sie stehen für eine humane Annäherung an das Schaffen von Lebensräumen. Derartige Gedanken sind auch für die Zukunft bedeutend. Daher ist vor jeder Zerstörung derartiger Bauten genau zu prüfen, ob deren Erhaltung im öffentlichen Interesse gelegen ist.

Lange Zeit markierten Werke von Otto Wagner und Adolf Loos einen zeitlichen Endpunkt bei der Auswahl von denkmalschutzwürdigen Bauwerken. Bemühungen, den Betrachtungshorizont der Gegenwart näher zu rücken, gehen auch auf Architekten zurück. Hier ist beispielsweise an den Architekturführer von Ottokar Uhl „Architektur in Wien von Otto Wagner bis heute“ (1966) zu erinnern. Friedrich Achleitner begann während der 1980er Jahre mit der systematischen Begehung jüngerer Bauten in Österreich, um Grundlagen für einen Architekturführer zu schaffen. Damit hat er wesentlich zur Erschließung des österreichischen Baubestandes aus dem 20. Jahrhundert beigetragen. Erst seit wenigen Jahren hat es sich eingebürgert, dass sich Historiker und Kunsthistoriker mit einiger Systematik der Untersuchung von Bauten der Moderne widmen.

Es bedurfte weiterer Jahre, bis sich die Einsicht durchsetzte, Bauten der Moderne systematischer denkmalpflegerischer Fürsorge zuzuführen. Bis dahin betrauten Eigentümer oder Verwalter Architekten mit der Instandhaltung, mit Umbau, Zubau oder Adaptierung. Diese Maßnahmen geschahen unter dem Diktat des alltäglichen Baugeschehens.

Bauten der Moderne unterscheiden sich in technischer Hinsicht von jenen früherer Epochen durch die vielfältige Verwendung von Industrieprodukten



Abb. 2: Kinderheim „Stadt des Kindes“ (1974-2002): Restbauten im Jahr 2011 nach der Teildemolierung von 2008

Direktionsetagen - das Interesse am Gebauten nach. Für Bauten der Moderne kann dieser Interessens- und Bedeutungsverlust bei Eigentümern etwa nach drei Jahrzehnten diagnostiziert werden.

Die These lässt sich an einigen Beispielen demonstrieren: Überlegungen zum Abbruch der nach Plänen von Anton Schweighofer 1974 fertig gestellten „Stadt des Kindes“ in Wien-Auhof (Mühlbergstraße 7-9) drangen in den frühen 2000er Jahren in die Öffentlichkeit. Daran änderte auch die Tatsache nichts, dass der Komplex als ein „zukunftssträchtiger“ Beitrag – weil dem Wohl vernachlässigter Kinder dienend – zum 50-jährigen Jubiläum der Republik Österreich (1918-1968) bestimmt gewesen war. Ein weiteres Beispiel stellt der Mitte der 1950er Jahre gestalterisch und technisch wegwei-

den Engagements von Eigentümern und Fachwelt bedarf es der Bewusstseinsbildung über die Bedeutung von Bauwerken, um öffentliches Interesse an deren Erhaltung zu wecken und zu fördern.

Warum sind Bauten der Moderne aktuell?

Die Beschäftigung mit Bauten der Moderne ist unverzichtbar, stellen sie doch einen bedeutenden Faktor für das Verständnis unserer Gegenwart dar. Die Moderne verfolgte – nach Eduard F. Sekler – die Vision, soziale Verbesserungen, technischen Fortschritt und ästhetische Neuerungen miteinander zu verbinden.¹ In geistiger Hinsicht diagnostizierte Sekler eine Reihe von determinierenden Faktoren im Schaffen der Architekten, wobei diese sich vorzüglich an den Naturwis-

als Baumaterialien. Damit wurde handwerkliches Können, die individuelle Handschrift des Bauhandwerkers zurückgedrängt zugunsten von Materialien aus der Retorte.

Herausforderungen an Denkmalschutz und Denkmalpflege

Die Kriterien des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) gelten auch hier: Nämlich historische, künstlerische oder allgemein kulturelle Bedeutung müssen begründet beschrieben werden, um ein Werk unter die Obhut des staatlichen Denkmalschutzes zu bringen. Mit dem bisher Gesagten werden die Themen deutlich, denen sich heute Denkmalschutz und Denkmalpflege bei Bauten der Moderne stellen müssen. Natürlich erschließt der Blick auf damit zusammenhängende Vorgänge und Ergebnisse nicht nur eine Erfolgsgeschichte. Hier soll aber deutlich ge-

Hier gilt es in vielen Fällen, Nutzungsvarianten aufzuzeigen. Nachdem der technische Zustand dieser etwa ein halbes Jahrhundert alten Bauwerke oft abgewohnt ist, und andere aktuelle Vorstellungen – wie Barrierefreiheit und Energieeffizienz nicht erfüllt werden, müssen in Zusammenarbeit mit Eigentümern, Nutzern, Planern, technischen Spezialisten für Denkmalpflege, Naturwissenschaftlern, Vertretern von relevanten Behörden und Förderungsstellen, Strategien zur Instandsetzung bzw. Instandhaltung entwickelt werden. Bei derartigen Projekten entstandene Lösungen sind meist nur den Beteiligten bekannt und werden als „Stille Post“ weiter getragen, aber meist viel zu wenig publiziert. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass insgesamt die volkswirtschaftliche Bedeutung der Denkmalpflege viel stärker

wie auch handwerklicher Kapazität. In der Denkmalpflege können vom Verschwinden bedrohte Handwerkszweige weiter bestehen, denn sie werden für die sach- und fachgerechte Instandhaltung und Instandsetzung von historischen Bauwerken gebraucht. Der dadurch erzielte volkswirtschaftliche Gewinn sollte nicht gering geschätzt werden.

Schränkt das Bemühen um die Erhaltung bestehender qualitätvoller Bauwerke die Kreativität ein? Dazu äußert sich Friedrich Kurrent, angesehener Architekt und Architekturprofessor sehr pointiert: „Wer das Alte nicht schätzt, kann auch nichts wirklich Neues schaffen“⁵

*Mag. Dipl.-Ing. Dr. Bruno Maldoner
Experte für Denkmalschutz
und Denkmalpflege*



Abb. 3: Loos-Haus (erbaut 1909, 1947 unter Denkmalschutz gestellt), Innenbereich mit Ausblick auf den Michaelerplatz in der Wiener Innenstadt (2009)

macht werden, dass der Umgang mit Bauten der Moderne besonders herausfordernd ist.

Die erste Herausforderung besteht in der Auswahl jener Werke, denen die im Denkmalschutzgesetz verlangte geschichtliche, künstlerische oder allgemein kulturelle Bedeutung zukommt, um ihre Erhaltung zu rechtfertigen. Eine weitere Aufgabe besteht darin, diese Bedeutung den Eigentümern, Verwaltern, politischen Institutionen usw. deutlich zu machen und für die soziale Akzeptanz zu werben.

der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden sollte.⁴

Ebenso ist an einen weiteren Effekt zu erinnern, nämlich dass die Denkmalpflege mithelfen kann, die im Bildungswesen so oft beklagte Trennung von Kopf und Hand zu überwinden. Denn die Denkmalpflege braucht umfassend gebildete und ausgebildete Handwerker, Ingenieure und Akademiker unterschiedlichster Fachgebiete. Die gestellten Aufgaben haben meist individuellen Charakter und verlangen daher den Einsatz von intellektueller

Anmerkungen

¹ Sekler, E.F.: Europäische Architektur seit 1945, in: Der Aufbau, 7. Jg., Nr. 6, Wien 1952, S. 213-234.

² Sekler op.cit. S. 214.

³ Sekler op.cit. S. 214.

⁴ Vgl. dazu die Anregungen des Rechnungshofes aus 1999. In: Tätigkeitsbericht des Rechnungshofes, Verwaltungsjahr 1999, Rechnungshof ZI 860.007/02-Pr/8/00, S. 117.

⁵ Friedrich Kurrent, Aktiver Denkmalschutz, Aufrufe Zurufe Nachrufe, Salzburg-Wien, 2010, S. 33.

Das Haus Zablatzky - Zeugnis einer anderen Moderne

Das lange Warten auf den Denkmalschutz

Obwohl in Eisenstadt an einer Straßenkreuzung gelegen, blieb es doch lange ein unbeachtetes, architektonisches Kleinod: Das Haus Zablatzky in der Georgistraße 1 wurde von Walter Hoss, einem unbekannt gebliebenem "Architektenbaumeister", der kurz davor von Wien in die burgenländische Hauptstadt gezogen war, in den frühen 1930er Jahren entworfen und errichtet.¹

erbracht, dass der radikale Anspruch, den die Pioniere der Moderne an das "Neue Bauen" formuliert haben, mit den Wohnbedürfnissen eines aufgeschlossenen Bürgertums in Einklang gebracht werden kann. In dieser Haltung ist es eng mit dem "Haus des Steirischen Werkbundes" in Graz (1928) von Architekt Hans Hönel verwandt, das längst unter Denkmalschutz steht.

Der bescheidene Bau ist nur auf den ersten Blick ein unscheinbares, würfelförmiges Gebäude. Bei genauerem

blatzky nicht unter Denkmalschutz steht, wurde im April 2012(!) mit dem zuständigen Vertreter des Denkmalamts Kontakt aufgenommen, der nach einer Begehung die Schutzwürdigkeit des Objekts bestätigte. Als sich dann allerdings herausstellte, dass die Erben als neue Eigentümer eine Unterschutzstellung vehement ablehnten und die besondere Qualität des Baus in Abrede stellten, beließ man es dabei und verzichtete bis heute auf weitere Schritte zur Einleitung eines Verfahrens.



Abb. 4: Haus Zablatzky in Eisenstadt, erbaut von Walter Hoss in den frühen 1930er Jahren, Ansicht Georgistraße



Abb. 5: Haus Zablatzky, Ansicht von der Kaiserallee

Parallel zur progressiven Architekturavantgarde im Europa der Zwischenkriegszeit existierte auch das Phänomen einer anonymen, wenn man so will, "gemäßigten" Moderne, die dem Anspruch nach rationalem, zeitgemäßem Bauen verpflichtet war und gleichzeitig Kriterien wie Bescheidenheit, Wohnlichkeit und die Angemessenheit der Mittel im Blick hatte. Es ist offensichtlich, dass das Haus Zablatzky dieser Kategorie zuzurechnen ist und für Eisenstadt und seinen baukulturellen Kontext ein bedeutendes und singuläres Beispiel darstellt. Es wurde 1931/32 zeitgleich mit den Musterhäusern des Wiener Werkbundes errichtet, und selbst wenn das Objekt die herausragenden, baukünstlerischen Qualitäten dieser exemplarischen Bauten international bekannter Architekten nicht in allen Aspekten erreicht, so wurde hier auf beachtlich hohem Niveau und mit handwerklichem Können der Beweis

Hinsehen erkennt man, dass der Baukörper subtil in mehrere, durch Rücksprünge akzentuierte Volumen gegliedert ist und die verschiedenen großen Fenster sehr überlegt in die Flächen der Außenwand eingeschnitten wurden. Betritt man das Haus, ist man wieder verblüfft: der Grundriss des aus heutiger Sicht knapp bemessenen Hauses wurde mit größter Sorgfalt für ein Maximum an Wohnkomfort geplant, man entdeckt eine Durchreiche von der Küche zum Essplatz und flächenbündig eingebaute Bücherregale mit Glasschiebetüren. Aber das vielleicht Erstaunlichste: Es befindet sich dank der liebevollen Pflege der mittlerweile leider verstorbenen Witwe des Bauherren innen wie außen in hervorragendem, originalem Zustand. Sämtliche Innentüren, Einbauelemente, ja sogar die originalen Kastenfenster samt Beschlägen sind erhalten und funktionsfähig geblieben. Sobald feststand, dass das Haus Za-

Die neuen Eigentümer haben mehrmals erklärt, das Haus demnächst nach eigenen Vorstellungen erweitern und auf "zeitgemäßen Standard" bringen zu wollen. Man kann sich leicht vorstellen, was das für die Substanz, die Kastenfenster und das äußere Erscheinungsbild des Gebäudes bedeuten würde.

Das Bundesdenkmalamt sollte sich daher rasch entschließen, das öffentliche Interesse an der Erhaltung dieses Bauwerks festzustellen und ein ordnungsgemäßes Verfahren zur Unterschutzstellung einzuleiten. Die Zeit drängt! Wenn erst einmal die Baumaschinen vorfahren, ist es zu spät.

Arch. DI Stefan Tenhalter
Wiener Architekt

Anmerkungen

¹ Vgl. Friedrich Achleitner: Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert, Band II, Salzburg Wien 1983, Seite 460

Wiener Werkbundsiedlung - Glücklich Wohnen im „spinnerten Dorf“

„70 Einfamilienhäuser mit Gärten, 2½ bis 5 Zimmer, Bad und Nebenräume, alle Installationen, Baurecht bis zum Jahre 2000, 25-65.000 Schilling Anzahlung, Abstattung des Restkaufschillings in Monatsraten im Laufe von 15 Jahren bei 4% Verzinsung.“ So waren die Häuser der Wiener Werkbundsiedlung, die 1932 anlässlich der internationalen Bauausstellung errichtet wurden, in der Eröffnungsbroschüre angepriesen. Insgesamt 32 österreichische und internationale

Architekten (darunter als einzige Frau Margarete Schütte-Lihotzky) versuchten hier jeweils ihre eigenen Ideen des „Neuen Wohnens“ umzusetzen, um eine glücklichere Welt und damit eine „neue Gesellschaft“ zu realisieren. Unter der Federführung des Architekten Josef Frank wurden die flachgedeckten Reihenhäuser in geschlossener oder gekuppelter Bauweise, teilweise auch freistehend, um einen neuen Platz, einen „Dorfkern“, angeordnet. Die mediale Kritik an der Wie-

Häuser waren, bedingt durch die Wirtschaftskrise, zu dieser Zeit bereits zu teuer, nur 14 Häuser konnten verkauft werden. Vor allem die funktionalsten Häuser, wie jene von Schütte-Lihotzky, fanden sehr rasch neue EigentümerInnen.

„... wir sind stolz darauf, auf dem Gebiete der modernen Architektur und Wohnungsgestaltung in Wien ein Beispiel vorführen zu können, dem eine nachhaltige Wirkung weit über die Grenzen Österreichs hinaus sicher ist ...“ schrieb Dr. Ing. Hermann



Abb. 6 (o.): Veitingergasse 87, Ostansicht mit Aufschrift; Abb. 7 (li.): Veitingergasse 85, Restauriertes Haus in der Werkbundsiedlung

ner Werkbundsiedlung mit ihren eingerichteten „Häusern ohne Dach“ ließ jedoch nicht lange auf sich warten. Obwohl sie als „Würfelsiedlung“ oder „spinnertes Dorf“ abgetan wurde, war die Ausstellung 1932 ein voller Erfolg: An die 100.000 Besucher machten sich ihr eigenes Bild über die Möglichkeiten zeitgemäßen Wohnens. Allerdings war der Zeitpunkt der Errichtung schlecht gewählt: Die Mehrzahl der zum Verkauf bestimmten

Dr. Ing. Hermann Neubacher, Präsident des Werkbundes und gleichzeitig Direktor der GESIBA (Gemeinnützige Siedlungs- und Baustoffanstalt) 1932 über die Werkbundsiedlung Wien anlässlich ihrer Eröffnung. Durch seine Doppelrolle sowohl als Vertreter des Werkbundes und der Errichtergesellschaft, als auch als späterer (und erster) NS-Bürgermeister Wiens von 1938 bis 1940, blieb der Wiener Werkbundsiedlung nicht nur das Schicksal vergleichbarer Siedlungen, wie z.B. der Weißenhofsiedlung in Stuttgart, erspart, 1938 wurden die Fassaden der Wiener Werkbundsiedlung sogar neu gefärbelt. Weder als Beispiele „undeutschen“ Bauens diffamiert, noch durch Umbaumaßnahmen bis zur Unkenntlichkeit entstellt, überdauerten die Wiener Siedlungshäuser die kommenden

Jahrzehnte weitgehend unberührt bis in die Gegenwart. 1938 gingen die nicht verkauften und teilweise noch unvermieteten Häuser in das Eigentum der Gemeinde Wien über. Ab 1978 wurden die in privatem Eigentum stehenden Siedlungshäuser sukzessive unter Denkmalschutz gestellt, die im Eigentum der Stadt Wien befindlichen und damit seinerzeit automatisch unter Denkmalschutz stehenden Häuser 1983-1985 durch die Architekten Adolf Krischanitz und Otto Kapfinger erstmals saniert. Dabei stand bereits eine sanfte, d.h. auch denkmalgerechte Sanierung im Vordergrund. Verloren gegangene Architekturdetails wie z.B. hölzerne Pergolen wurden wieder errichtet, die historischen Farbsysteme der Fassaden, Fenster und Türen annähernd wieder hergestellt. Auch die bestehende Bau-

substanz versuchte man wo möglich zu konservieren und weiter zu verwenden oder durch in Textur und Haptik gleichwertige zeitgenössische Produkte zu ersetzen. Aufgrund von in manchen Bereichen fehlenden technischen Vergleichsbeispielen, z.B. in der Restaurierung von Verputz der 1930er Jahre, führten die bei einigen Häusern verwendeten Putzsysteme nach Jahrzehnten zu ästhetischen Problemen.

2004 erfolgten die ersten Vorarbeiten zur neuerlichen Sanierung und Restaurierung der nunmehr in der Verwaltung von Wiener Wohnen stehenden Siedlungshäuser. Zwischen 2009 und

Abb. 8 (re.): Voinovichgasse 20, Bei der Restaurierung des Hauses von Gerrit Rietveld wurden historische Farbkonzepte berücksichtigt;
Abb. 9 (u.): Veitingergasse 85, Holzterrasse im Hausinneren



2011 fanden umfassende Untersuchungen des Bauzustandes der Häuser statt. Neben den Aspekten der Haustechnik, Installation, Energieeffizienz und Bauphysik wurden begleitend auch umfassende restauratorische Untersuchungen der Architekturoberflächen, von Metalldetails, verbliebenen Ausstattungsteilen und historischen Bodenbelägen durchgeführt. Auch zeitgeschichtliche und thematisch hochaktuelle Artefakte konnten hier gefunden werden. Ein Zeitungsausschnitt, der nach den 1950er Jahren als Trittschalldämmung unter einem Bodenbelag verwendet wurde, klärt uns z.B. über das damals heiß diskutierte Parkometerformular „Parkus“ auf: „Dieser Parkschein, ein hellgel-

bes, rundes Formular, das der Automobilist in jeder Trafik zu kaufen bekommen soll, wird gelocht und an der Innenseite der Windschutzscheibe angebracht. ... der Österreichische Touring-Club hat dieses Parkometersystem eingehend geprüft und auch befürwortet.“

Die Ergebnisse der restauratorischen Befundungen der Siedlungshäuser waren zum Teil erstaunlich, da wesentlich mehr ursprüngliche Substanz als angenommen vorgefunden wurde. Manche Häuser wiesen auch 80 Jahre nach ihrer Errichtung beinahe noch vollständig ihre Tür- und Fensterbeschläge auf, vielfach waren auch noch Teile der ursprünglichen Bodenbeläge aus Linoleum vorhanden. Auch die Farbbefunde der Wände im Inneren überraschten: Ging man ursprünglich von bauzeitlich dezent ockerfarbigen Wandfassungen aus, konnten z.B. in dem von Architekt Gerrit Rietveld geplanten und ausgestatteten Haus Woinovichgasse 20 sehr feinfühlig differenzierte und in vielen Räumen unterschiedliche Farbfassungen in Pastelltönen nachgewiesen werden. Im Zusammenspiel mit den ebenfalls überwiegend erhaltenen, raumweise unterschiedlich gefärbten und nunmehr restaurierten bauzeitlichen Linoleumböden ergab sich eine einzigartig schlichte Eleganz der frühen 1930er Jahre. Auch im Außenbereich wurde 1932 farblich experimentiert; die Geländer der vier Rietveld-Häuser waren bauzeitlich mit einem Ölanstrich versehen, dem Aluminiumpulver beige-

menget wurde. Der optische Effekt ähnelt damit jenem, der mit der Karosserie des beinahe zeitgleich entstandenen Mercedes-Benz W 25, dem „Silberpfeil“ erzielt wurde.

Seit 2011 werden die nunmehr von der WISEG (Wiener Substanzerhaltungsges.m.b.H. & Co KG) verwalteten Siedlungshäuser durch das Architektenteam P. Good (Azita Goodarzi und Martin Praschl) saniert. Als erste Etappe wurden bis Juni 2012 die vier „Musterhäuser“ Woinovichgasse 16, 18 und 20 sowie das Haus Veitingergasse 85 in hervorragender Weise restauriert und instand gesetzt. Neben der Konservierung und partiellen Neuerstellung der Architekturoberflächen konnten hier die historischen Farbkonzepte wieder gewonnen werden. Darüber hinaus wurden vor allem im Bereich der Fenster und Heiztechnik denkmalgerechte thermoenergetische Verbesserungen vorgenommen, die eine Halbierung der Heizkosten ermöglichen.

Die zweite Restaurieretappe ist derzeit gerade in Umsetzung begriffen und wird aufgrund der bisherigen Erfahrungen international gesehen ebenfalls hervorragende Endergebnisse bringen. Denn wie meinte der Architekt Josef Frank schon 1932: „... so klein diese Bauten auch ihrem Umfang nach sind, so groß ist ihre Bedeutung.“

Dipl.-Ing. Oliver L. Schreiber
Denkmalpfleger

📍 **iD-Führung: Werkbundsiedlung**
22.08.2014 (siehe S. 52)

Die Tabakfabrik in Linz – ein Gesamtkunstwerk

In den späten 1920er-Jahren erlebte das „rote Linz“ einige erfolgreiche Jahre. Es war ein einmaliger Glücksfall, dass in diesen Jahren die Österreichische Tabakregie entschied, ihre

zu beauftragen; eine für Linz wegweisende Entscheidung. Behrens hatte Malerei studiert und erhielt 1907 als Direktor der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule den Ruf als künstlerischer

reichte den 54-jährigen in der Nachfolge von Otto Wagner die Berufung als Leiter der Meisterschule für Architektur an die Akademie der bildenden Künste in Wien, eine Funktion, die er bis 1936 behielt.

Behrens jüngerer Partner in Linz, Alexander Popp, arbeitete nach Absolvierung der Baufachschule in Wien von 1911 bis 1924 bei der Ersten Donaudampfschiffahrts-Gesellschaft. Parallel dazu begann er 1921 das Architekturstudium, das er 1924 bei Behrens abschloss. 1928 bildeten sie eine Bürogemeinschaft. Behrens hatte zwar in den 1920er-Jahren einige Wiener Gemeindebauten realisiert und 1928 einen Auftrag für die Verbauung des Alexanderplatzes in Berlin erhalten, der Neubau der Tabakfabrik in Linz im Jahr 1929 bedeutete für beide aber Arbeit für mehrere Jahre.

Der Neubau

Das für den Neubau vorgesehene Areal zwischen Unterer Donaulände 74 und Ludlgasse war bereits teilweise mit Speicherbauten und der ersten Zigarettenfabrik verbaut. Zudem durfte während der Bauarbeiten die Produktion nicht unterbrochen werden. Insgesamt also keine leichte Aufgabe. Behrens hatte den internationalen Überblick und nutzte die Chance für die Realisierung einer Fabrik als Symbiose modernster Technik und des Neuen Bauens. Vorbilder dazu fand er im Kaufhaus Schocken in Chemnitz mit dessen konvex geschwungener vorgehängter Fassade mit horizontalen Fensterbändern (1927/30), sowie in der Kaffee-, Tee- und Tabakfabrik Van-Nelle in Rotterdam (1925/31). Vor allem mit der 227 Meter langen, sechsgeschoßigen, geschwungenen Front an der Ludlgasse gelang Behrens ein Prototyp der sogenannten Schiffbauarchitektur mit den in die vorgehängte Fassade integrierten horizontalen Fensterbändern, und damit ein Schlüsselbau der Moderne unmittelbar vor Wirtschaftskrise und Faschismus.

Mit dieser Fassade transferierte Behrens die moderne, vertikal organisierte Technik der Zigarettenherstellung nach außen. Die 31 Zigarettenstrangmaschinen im dritten Obergeschoß lieferten jeweils 1.000 Zigaretten pro Minute. Die dafür notwendigen Transportsysteme planten die Steyr-Werke, die seit 1926 im Automobilbau auf die



Abb. 10 (o.): Hauptgebäude der Zigarettenfabrik, Front Ludlgasse 7-10;
Abb. 11 (re.): Kraftwerk im Innenhof der Tabakfabrik

neue Zigarettenfabrik am Standort in Linz zu errichten.

Aus der 1784 gegründeten Tabakregie entwickelte sich im 19. Jahrhundert ein Konzern mit 40.000 Beschäftigten in 30 Fabriken. Der Staat nutzte sein Monopol auch als Arbeitgeber in Krisenregionen. So entstand die Linzer Tabakfabrik im Jahr 1850 nach der Schließung der Wollzeugfabrik.¹

Nach dem Ersten Weltkrieg verblieben in Österreich neun Fabriken mit rund 8.000 Beschäftigten. Bis um 1900 erzeugte Linz ausschließlich Pfeifentabak, Zigarren und Virginier in Handarbeit. Parallel zur Industrialisierung trat jedoch die Zigarette ihren Siegeszug an. In Linz hatte man 1904 mit der Zigarettenherstellung begonnen und 1915 einen Neubau errichtet. 1928 lieferte Linz 1,5 Milliarden Zigaretten, die Planungen für einen Neubau gingen von einer Verdoppelung aus.

Die Architekten

Es war für das Projekt von Karl Dorrek, dem Generaldirektor der Tabakregie entscheidend, dass Finanzminister Viktor Kienböck die Finanzierung zusicherte. Damit war für Dorrek der Weg frei, den 60-jährigen und europaweit bekannten Architekten Peter Behrens



Beirat der AEG in Berlin. Hier „erfand“ er nicht nur das Industriedesign für Massenprodukte, sondern entwarf als Autodidakt mit der Turbinenhalle die erste moderne Industriearchitektur des 20. Jahrhunderts. Die Arbeit für die AEG hatte Behrens internationale Anerkennung verschafft, und 1922 er-

Fließbandmontage umgestellt hatten. Ausgehend von den klimatischen Anforderungen im Inneren fanden nur hochwertige Materialien in handwerklicher Ausführung Anwendung. Dazu kam die von Behrens bis ins kleinste Detail gestaltete Ausstattung. Bis heute zeugen davon u. a. die Versalien der Beschriftungen und das sogenannte „Linzer-Blau“ für alle Metallteile. Damit entstand eine einzigartige Symbiose von Technik, Architektur und Kunst, ein Gesamtkunstwerk, das „als Krönung des Wiederaufbaus der österreichischen Tabakregie in der Ersten Republik“² galt.

Nach Fertigstellung der Zigarettenfabrik und dem Baubeginn des Pfeifentabakgebäudes geriet das Projekt Anfang 1932 als Folge der Wirtschaftskrise ins Stocken. Erst Ende 1933 ermöglichte eine finanzielle Zuwendung aus der „Treffer-Anleihe“ die Fertigstellung bis 1935. Dem ursprünglichen Entwurf folgte noch das im Innenhof errichtete Kraftwerk. Zeichnete der Künstler-Architekt Behrens für die hohe Qualität des Entwurfs verantwortlich, so bot die große Baustelle dem noch jungen Popp die Chance, sich als Organisator zu bewähren. Gegen Ende des Projekts trennten sich die Wege der beiden. Behrens ging zurück nach Berlin, Popp arrangierte sich mit dem Ständestaat und wurde gleichzeitig Anfang 1935 auch NSDAP-Mitglied. Ihm oblag auch die Auswahl jener Künstler, deren Werke die Gebäude schmücken und die zum Teil stilistisch im Widerspruch zur Architektur stehen.

Der aktuelle Zwischenstand

Was blieb von der Tabakregie, nachdem der Staat das Monopol des seit

1939 in Austria Tabak AG umbenannten Konzerns nach dem EU-Beitritt schrittweise durch Privatisierung an der Börse auflöste und den Traditionsbetrieb schließlich 2001 an den britischen Gallaher-Konzern verkaufte, der selbst wieder 2007 in der Japan Tobacco International aufging?

Zwei Jahre später schloss Japan Tobacco den Standort Linz. Es war ein mutiger Schritt der Stadt, noch im selben Jahr das seit 1981 unter Denkmalschutz stehende Ensemble mit über 80.000 m² Nutzfläche um rund 21 Millionen Euro zu kaufen. Seither versucht die „Tabakfabrik Linz Entwicklungs- und Betriebsgesellschaft m.b.H.“ das große Areal durch sogenannte „Zwischennutzungen“ zu verwerten. In die um rund fünf Millionen Euro sanierte ehemalige Pfeifentabakfabrik zogen 2013 erste Mieter ein. Ein Gesamtkonzept für die zukünftige Nutzung wird für 2017 angekündigt.³ Im internationalen Vergleich, etwa mit der Sanierung und Nutzung der Zeche Zollverein in Essen, fehlt dem Projekt bisher der regionale, nationale und internationale Input an Erfahrungen im Umgang mit Industriearchitektur dieser Qualität ebenso wie das kreative Potential zur adäquaten Nutzung der einzigartigen Gebäudesubstanz.

Der Ankauf der Fabrik durch die Stadt war ein erster wichtiger Schritt. Diese darf aber in weiterer Folge bei diesem richtungsweisenden Projekt, das viele Jahre beanspruchen wird, nicht alleine gelassen werden. Solange die Zukunft des Areals offen ist, besteht die Gefahr, dass die Qualität der Architektur – die eigentliche Basis aller Aktivitäten rund um die Tabakfabrik – durch die Zwischennutzungen gefährdet wird.

Einseitige „Denkmalschutz-Richtlinien“ für Mieter können das nicht verhindern. Die „linzer-blauen“ Metallfenster und Metallläufe rosten inzwischen langsam vor sich hin.

Dr. Helmut Lackner

Stellv. Direktor Technisches Museum Wien

Anmerkungen

¹ Vgl. auch Denkma[i]l Nr. 7, S. 6

² 175 Jahre österreichische Tabakregie 1784-1959. Wien 1959, S. 57.

³ www.tabakfabrik.linz.at (Dez. 2013)

Literatur

Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. Außenbereiche, Urfahr, Ebelsberg (Österreichische Kunsttopographie, Band LV), Wien 1999, S.264-270.

Waltraud Kannonier-Finster, Meinrad Ziegler (Hg.), Ohne Filter. Arbeit und Kultur in der Tabakfabrik Linz. Innsbruck, Wien, Bozen 2012.

Carsten Krohn: Peter Behrens. Architektur. Weimar 2013.

Helmut Lackner: Architekt Alexander Popp (1891-1947). Der Partner von Peter Behrens beim Bau der Tabakfabrik und meistbeschäftigste Industriearchitekt der "Ostmark" im Zweiten Weltkrieg (Katalog des Stadtmuseums Nordico Nr. 57), Linz 1991.

Die Neubauten und Betriebseinrichtungen der Tabakfabrik in Linz. Wien 1936.

Hermann Steindl: Architekt Prof. Peter Behrens. Die Tabakfabrik in Linz. Eine Ikone der modernen Industriearchitektur. Linz 2010.

Die Tabakfabrik in Linz, in: Bauwelt 102 (2011), 11. Februar, S. 12-29.

Tabakfabrik Linz. Kunst, Architektur, Arbeitswelt. Buch und Ausstellung. Linz 2010.



Abb. 12 (links): Rostschäden an den „linzer-blauen“ Metallfenstern; Abb. 13 (rechts): Fassadenrelief aus dem Jahr 1934

Die Siedlung am Heuberg in Wien-Hernals

Als die 1921 bis 1923 errichtete Siedlung am Heuberg der Wiener Öffentlichkeit vorgestellt wurde, stieß sie im breiten Publikum keineswegs auf einhelligen Zuspruch. Als zu „fremdartig anmutend“ wurden die auf Anregung Adolf Loos' ausgeführten flachen Presskiesdächer für die 169 Sied-

lungshäuser im Bereich Trenkwald-, Röntgen-, Plachy-, Schrammel- und Kretschekgasse („Siedlung Wien-West“) empfunden. Die Zeitgenossen zeigten sich verwundert über die Terrassengärten und die zum Teil realisierten Glasgärten für die Anlage von Frühbeeten. Wenig Gegenliebe brach-

des alten Systems einen bemerkenswerten Aufschwung der verschiedenen Spielarten des Siedlungsgedankens. „Siedeln“ wurde ein Schlagwort dieser Zeit. Dabei gehörte die genossenschaftliche Siedlerbewegung sicherlich zu den interessantesten Erscheinungen im Siedlungswesen. Für kurze Zeit stellte sie die am besten organisierte und einflussreichste Bewegung innerhalb aller Siedlungsercheinungen dar, ihr gelang es, die Stadt Wien für ihre Anliegen vorübergehend zu gewinnen.

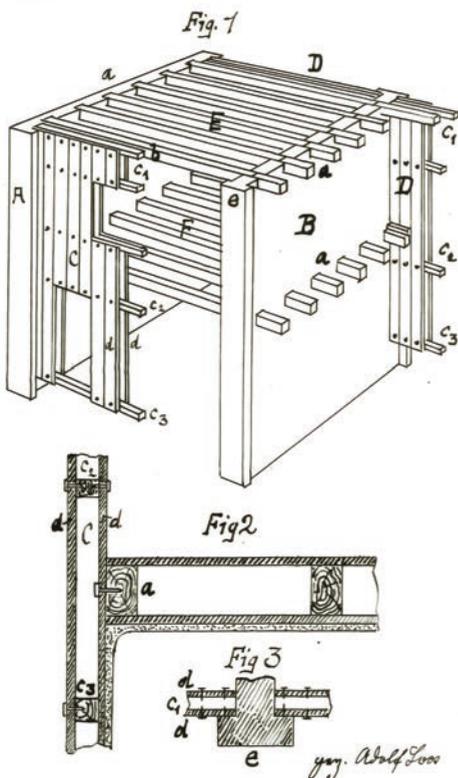
Das Verständnis der Gemeinde für die Interessen der Siedler war eine wesentliche Voraussetzung für deren Erfolg. Die Propagandisten der basisorientierten Siedlungsbestrebungen Anfang der 1920er Jahre sahen in der Wiener Siedlerbewegung ein bau- und wohnkulturelles, ein soziales und lebensreformerisches Experiment, einen Weg zum neuartigen Aufbau der politischen Gesellschaft, der im Kleinen, in den erfolgreich realisierten Siedlungen, als „gelebte Utopie“ umgesetzt wurde. Die Leistungen der Bewegung lagen in der Entwicklung von Organisationsformen mit Selbsthilfe und Selbstorganisation jenseits des kapitalistischen Marktes. Es wurden preiswerte Bautypen und Wohnformen entwickelt und in Eigenarbeit sowohl Häuser, als auch infrastrukturelle Einrichtungen errichtet. Gleichzeitig wurde auf die Ästhetik einer Siedlung und die einheitliche Konzeption der Gesamtanlage Wert gelegt. Die Genossenschaftssiedlung bot einkommensschwachen Menschen neben bloßem Wohnraum auch eine Identifikationsmöglichkeit. Sie war ein Konzept gemeinschaftlicher Selbstversorgung auf solidarisch-subsidiärer Grundlage und eine Alternative zur bis dahin oft teuren und bürokratischen staatlichen Versorgung im Wohnungssektor. Das Betreuungssystem einer genossenschaftlichen Siedlung war durch Hilfsdienste von Verband und Gemeinde arbeitsteilig organisiert. Die sozial gebundenen Eigentumsformen (Baugrund – Gemeinde, Häuser – Siedlungsgenossenschaft) wurden von der Gemeinde als Gegenleistung für die gemeinnützigen Gemeinschaftsleistungen der Siedlungsgenossenschaften gefördert. In keinem anderen europäischen Land hatte es zu dieser Zeit eine vergleichbare Entwicklung im Siedlungswesen gegeben.



Adolf Loos
11. Februar
1921

Bauart
„Haus mit einer Mauer“
Blatt I

Abb. 14 (o.): Denkmalgeschützte „Häuser mit einer Mauer“ von Adolf Loos (Röntgengasse 138) am Heuberg; Abb. 15 (li.): 1921 von Adolf Loos angemeldetes Patent für die „Häuser mit einer Mauer“, Originalzeichnung aus der Albertina-Sammlung



ten die Wiener aber auch dem Gesamterscheinungsbild entgegen. Die einfache kubische Gestalt mit der stark reduzierten Tektonik der Häuser und die simple Staffelung verschiedener Reihenhaustypen am hügeligen Gelände des Heubergs lösten zuweilen Befremden aus. Dass diese bahnbrechende und wohl auch innovativste Anlage des Siedlungswesens der Ersten Republik mit ihrer ungewöhnlichen Architektur Aufsehen erregte, ist nicht verwunderlich, handelte es sich doch um die erste Flachdachsiedlung jener Zeit in Wien.

Die genossenschaftliche Siedlerbewegung der frühen 1920er Jahre

In der Zwischenkriegszeit schufen die politischen, wirtschaftlichen und materiellen Folgen des Zusammenbruchs



Abb. 16 (o.li.): Die ursprüngliche Holzschindelverkleidung wurde bei vielen Häusern durch Eternitplatten ersetzt (Schrammeltgasse 13, Foto 1998); Abb. 17 (o.re.): Schutzhause Siedlung Heuberg, Röntgengasse 39 (Foto 1998)

„Neues Bauen“ am Heuberg

International stark beachtet, galt die Heuberg-Siedlung als eine der fortschrittlichsten des sozialen Wohnbaus und nahm Grundvorstellungen des „Neuen Bauens“ vorweg. Als Lehrsiedlung mit Experimentalbauten konzipiert, erprobten 15 Architekten verschiedene Bauweisen, wie Lehm- und Holzbausysteme und Betonhohlsteine. Im Rahmen der 5. Ausstellung, der Wohnbau- und Siedlungsausstellung der Gemeinde Wien im September 1923, wurden neben vielen anderen Aktivitäten auch Ausflüge zur Siedlung Heuberg organisiert, wo Häuser mit kompletter Inneneinrichtung von Interessenten besichtigt werden konnten. Die sogenannten „Reformmöbel“ waren leichte und mobile Einzelmöbel, aber auch Einbauschränke, die den limitierten Dimensionen eines Siedlungshauses angepasst waren. Architekten wie Adolf Loos (Kastenwände für Schlafräume), Grete Schütte-Lihotzky (Entwurf von Einbauküchen als Vorläufermodelle der „Frankfurter Küche“) und Franz Schuster beschäftigten sich intensiv mit der Einrichtung von Siedlungshäusern.

Als Bauträger der Heuberg-Siedlung fungierten die Siedlungsgenossenschaft „Heuberg“ und die Gemeinde Wien. Mit der Gesamtplanung der Anlage beauftragte man Hugo Mayer. Von Adolf Loos selbst stammt eine am Heuberg realisierte Reihe von acht Häusern nach seinem material- und kostensparenden Bausystem „Haus mit einer Mauer“. Die Siedlerarbeit,

die am Heuberg geleistet werden musste, war mit 3.000 Siedlerstunden (gegenüber den durchschnittlich 1.600 Arbeitsstunden pro Siedler) besonders hoch. Das schwierige Baugelände und die weiten Transportwege machten die Anlage zur teuersten genossenschaftlichen Siedlung Wiens.

Neben den 169 Wohneinheiten mit rund 300 m² großen Gärten errichteten die Siedler auch Gemeinschaftseinrichtungen. Geschäftsräume und Werkstätten sowie ein Kindergarten und ein Jugendheim sind heute in ihren Funktionen nicht mehr erhalten. Das ehemalige Genossenschaftshaus mit angeschlossenem Kaffeehaus und Aussichtsterrasse wird heute als Restaurant genutzt. Bei indischer und Wiener Küche fällt der Blick auf weitgehend umgestaltete Häuser, deren ehemalige Vorgärten als Parkplätze dienen.

Unter Denkmalschutz steht lediglich die Häusergruppe Röntgengasse Nr. 138, an dem Loos' System „Haus mit einer Mauer“ angewendet wurde. Die

Einheit wurde saniert, wobei die nachträglich angebrachte Eternit-Verkleidung entfernt wurde. Der gesamte Siedlungsbereich wurde zudem von der Stadt Wien als Schutzzone ausgewiesen, ungeachtet des nur mehr fragmentarisch erhaltenen Originalcharakters. Aufgrund der zahlreichen entstellenden Veränderungen hat „Docomomo Österreich“, die österreichische Sektion der internationalen Organisation zum Erhalt des modernen Bauerbes, die Heubergsiedlung als „gefährdet“ eingestuft.

Dr. Ulrike Zimmerl

Historikerin, Leiterin des historischen Archivs der Bank Austria

Literaturhinweis:

Ulrike Zimmerl: Kübeldörfer. Siedlung und Siedlerbewegung im Wien der Zwischenkriegszeit. Mit einem Vorwort von Roland Rainer. Österreichischer Kunst- und Kulturverlag, Wien 2002.

📍 **iD-Führung: Heubergsiedlung**
Termin wird noch bekanntgegeben.

Abb. 18 (re.): Die kubischen Häuser mit von Adolf Loos angeregten Flachdächern wurden als „fremdartig anmutend“ kritisiert (Plachyg. 51, Foto 1998);



Das Haus Beer von Josef Frank in Wien-Hietzing

Das von Josef Frank und Oskar Wlach geplante Haus Beer in Wien-Hietzing, Wenzgasse 12, zählt zu den bedeutendsten Zeugnissen der mitteleuropäischen Moderne. Sein Stellenwert lässt sich mit Bauten von Architekten wie Ludwig Mies van der Rohe, Le Corbusier, Adolf Loos, Hans Scharoun, Walter Gropius und Alvar Aalto vergleichen. Während mehrere epochale Wohnhäuser in Deutschland, Frankreich, der Schweiz, Tschechien, Finnland, Holland und den USA öffentlich zugänglich sind, ist das Haus Beer nach einem Besitzerwechsel wiederum in private Hände gelangt.

Die öffentliche Hand scheint kein Interesse an einer Würdigung des Erbes der Moderne zu haben; so blieb neben vielen anderen Möglichkeiten auch die ungenutzt, ein Haus in der unter Franks Leitung konzipierten, derzeit restaurierten Wiener Werkbundsiedlung zugänglich zu machen. In Österreich zu besichtigende Wohnbauten von Adolf Loos, Otto Wagner und Anton Brenner verdanken ihre Öffnung privaten Vereinen oder Eigentümern, beim Haus Wittgenstein der Republik Bulgarien.

Der Wiener Moderne hat man es nie leicht gemacht. Der Vertreibung oder Ermordung eines Großteils ihrer Protagonisten folgte nach dem Krieg ein Ignorieren und Vergessen, das erst engagierte Architekten wie Friedrich Kurrent, Johannes Spalt und Hermann Czech in der Österreichischen Gesellschaft für Architektur beendeten. Kurrent und Spalt waren es auch, die 1965 dafür sorgten, dass der im Stockholmer Exil lebende Frank anlässlich seines 80. Geburtstages den Österreichischen Staatspreis erhielt.

Es war eine späte Würdigung für einen der wichtigsten Architekten nicht nur der Wiener Moderne.

Der Architekt und das Haus

Josef Frank, 1885 in Baden bei Wien geboren, war das Zentrum einer auch durch Adolf Loos beeinflussten "Wiener Schule", die den Ästhetizismus und das "Garniturdenken" der Wiener Werkstätte dezidiert ablehnte. 1925 gründete Frank mit Oskar Wlach das Einrichtungsunternehmen Haus und Garten, das für seine leichten, frei kombinierbaren Möbel bekannt wurde. 1930 entstand nach Planungen von Frank und Wlach das Haus des Direktors der Berson Kautschuk-GmbH, Julius Beer und seiner als Pianistin ausgebildeten Frau Margarethe geb. Blitz. 1925 hatte Haus und Garten die Wohnung von Julius Beers Bruder Robert und seiner Frau Elisabeth eingerichtet. Der Kontakt kam vermutlich über die mit den Beers befreundete Familie Bunzl zustande, für die Frank mehrere Bauten in Pernitz realisiert hatte. Im Juli 1929 erwarben Julius und Margarethe Beer das damals aus drei Parzellen bestehende, bis zur Lainzer Straße reichende Grundstück in der Wenzgasse. Bereits im Oktober wurde mit den Bauarbeiten begonnen.

Die Straßenfassade des Hauses prägen ausgewogene Asymmetrien, leicht verschobene Achsen und ein Erker mit markantem Rundfester, während sich die Gartenseite in unterschiedliche Raumvolumen und Terrassen auffächert. Filigranen weißen Rundstützen stehen die Baumstämme im von „Haus und Garten“ gestalteten Garten gegenüber. Den verschiedenen Ausbildungen offener und geschlossener

Bauteile entsprechen die vielfältigen Raumbezüge im Inneren. Frank, der zum Haus seinen Aufsatz "Das Haus als Weg und Platz" schrieb, plante eine quasi-urbane Anlage mit Ruhezeiten entlang abwechslungsreich geführter Wege. Die mehrseitige Belichtung der Räume ist dabei auch Ausdruck von Franks Weltbild: "Ich würde wohl Wert darauf legen, dass ein jeder Wohnraum womöglich Fenster nach allen Weltgegenden hat, um in ihm immer das Gefühl der Einsperrung zu mindern."¹ Für Frank war "jede Zeit eine Übergangszeit" und "kein Grund vorhanden, sich in diesem [Provisorium] nicht auch möglichst bequem einzurichten, da es außer der Beschäftigung mit Prophezeiungen auch sehr wichtig ist, für die Behaglichkeit der noch Lebenden zu sorgen."² Formale Fragen waren dabei nicht zentral: "Man kann alles verwenden, was man verwenden kann. Was unbrauchbar wird, das wird von selbst abgestoßen. Im Wagen des Achilles kann man heute ebenso wenig fahren wie in dem Napoleons; aber auf ihren dekorierten Sesseln kann man sitzen."³

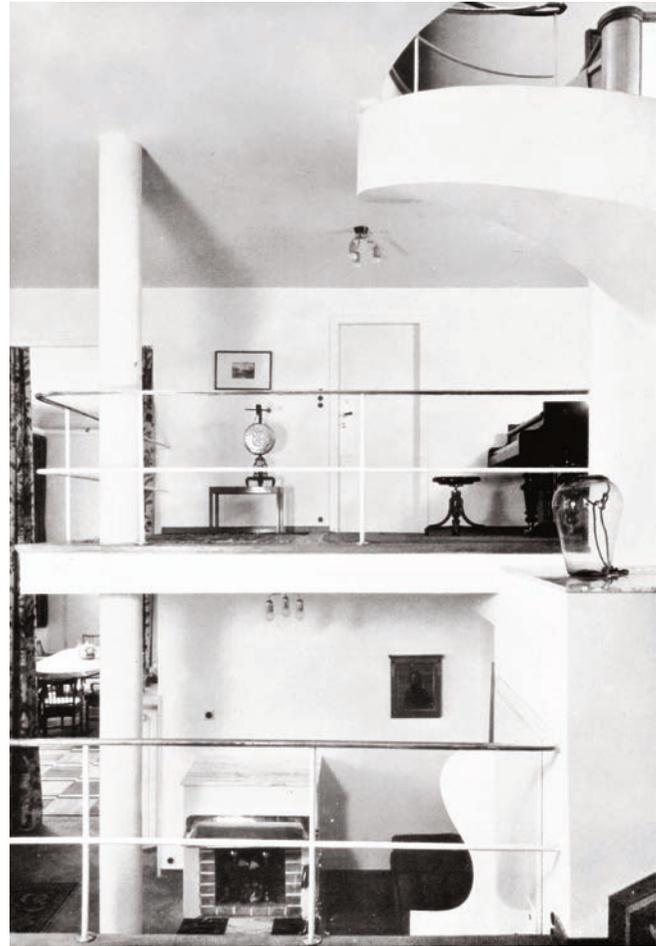
Ähnlich wie das Brünner Haus Tugendhat von Ludwig Mies van der Rohe wurde das ca. 900 m² Wohnfläche umfassende Haus Beer von „Haus und Garten“ zur Gänze ausgestattet, mit Einbauschränken und wandfesten Sideboards, sowie mobilen Einzelmöbeln und Lampen. Sanitärräume und Terrassen wurden, ebenfalls ähnlich dem Haus Tugendhat, mit fugenlos verlegten matten Fliesen belegt, das Speisezimmer mit mehrfarbigem Parkettboden, die anderen Räume mit Eichenparkett bzw. grünem Kautschukboden.



Abb. 19 (li.): Haus Beer, Ansicht Gartenseite, Juni 2011; Abb. 20 (re.): Blick von der Terrasse im zweiten Obergeschoß, Juni 2013



Abb. 21 (o.): Haus Beer, Ansicht Straßenseite, Foto um 1931, aus der Zeitschrift „Moderne Bauformen“, Jahrgang 1932; Abb. 22 (re.): Wohnhalle mit Empore, Foto um 1931 aus der Zeitschrift „Der Baumeister“, Jahrgang 1931



Das weitere Schicksal des Hauses

Das Haus blieb nicht lange im Besitz der Beers. 1935 wurde ein Versteigerungsverfahren eingeleitet, bei dem die beiden Parzellen an der Lainzer Straße an eine Versicherung gingen, die 1937/38 auch das Haus samt mitverpfändeter Einrichtung erwarb. Die Beers emigrierten nach New York, wo Julius Beer bereits 1941 starb. Margarethe Beer kehrte nach dem Krieg nach Österreich zurück. Die Tochter Helene emigrierte mit ihrem Mann nach Schottland, Sohn Hans (Henry) in die USA. Die 1910 geborene, jüngste Tochter Elisabeth wurde 1942 in Maly Trostinec ermordet.

1939-41 war das Haus unbewohnt. Dann erwarben es der Textilhändler Harry Pöschmann und seine Frau Herta samt Mobiliar von der Versicherung. 1946-52 war es an die britische Armee vermietet. Nach dem Tod der Pöschmanns gehörte es ihren Kindern Yvonne Bojankin und Udo Pöschmann. Als Verkaufsabsichten Udo Pöschmanns bekannt wurden, setzte sich eine Initiative von Fachleuten für eine öffentliche Nutzung des Hauses ein. Daraufhin betraute Bürgermeister Michael Häupl Stadtrat Rudolf Schicker mit Ankaufverhandlungen. 2008 erwarb der Unternehmer Johannes Strohmayer die Anteile Udo Pöschmanns für geplante Wohnzwecke. Nach einer Teilungsklage gegen Yvonne Bojankin beantragte er die

Versteigerung der gesamten Liegenschaft, in deren Rahmen er 2012/13 das ganze Haus erwarb. Die Eheleute Bojankin verstarben 2011 bzw. 2013.

Der seit 1987 bestehende Denkmalschutz erstreckt sich neben der 'äußeren Erscheinung' und den Innenräumen auch auf den Zaun und die Wegflächen beim Haus, nicht aber auf den Garten. Ende 2008 wurde die Wand zwischen Esszimmer und Salon teils eingerissen. 2013 wurde die Attika des Hauses saniert. Bei der Anlieferung des Gerüsts zerstörte die Baufirma Teile des Zaunes und einen Pfeiler. Laut Bundesdenkmalamt wurde eine denkmalgerechte Wiederherstellung unter Beiziehung von Restauratoren angeordnet. Dem Vernehmen nach steht das Haus derzeit wieder zum Verkauf.

Erhalten sind im Haus, neben Balkongittern, Fensterrahmen und Türen mit Beschlägen sowie den (in den letzten Jahren durch Außerbetriebnahme und Leerstand beschädigten) Heizkörpern, nicht nur alle Böden, sondern auch Teile der Installationen, Verfließungen etc., sowie praktisch alle Einbaumöbel und auch Teile der mobilen Einrichtung mit Lampen. Das Haus ist somit in einem singular originalen Zustand, anders als etwa das Haus Tugendhat, an

dem in den 1940er und 1980er Jahren massive Veränderungen vorgenommen wurden. Es ist zu hoffen, dass man sich in Wien die jüngst abgeschlossene wissenschaftlich begleitete, akribische Dokumentation, Sanierung und Restaurierung des Brünner Hauses zum Vorbild nimmt und die einzigartige Chance erkennt und nutzt, die in der Erhaltung dieses Hauptzeugnisses der Wiener Moderne liegt.

Dr. Iris Meder
Architekturhistorikerin, Vorstandsmitglied der
Österreichischen Gesellschaft für Architektur

① www.oegfa.at

Anmerkungen

- ¹ Josef Frank: How to Plan a House, in: Möbel & Geräte & Theoretisches, Wien 1981, S. 165
- ² Josef Frank: Architektur als Symbol, in: Schriften/Writings, Wien 2012, Bd.2, S. 18.
- ³ Josef Frank: Der Gschnas fürs G'müt und der Gschnas als Problem, in: Schriften/Writings, Bd.1, S. 298

Das Wittgenstein-Haus: Der Bau 1928 - Die Rettung 1971

Der Bau

Margarethe Stonborough-Wittgenstein, die Schwester des Philosophen Ludwig Wittgenstein, wollte für sich in der Kundmannngasse 19 in Wien-Landstraße ein Stadthaus bauen, als Architekt hatte sie Paul Engelmann ausgesucht. Ende 1925 besprach sich Engelmann diesbezüglich mit Ludwig Wittgenstein, mit dem er seit 1916 befreundet war. Bis Mai 1926 entstanden

derselbe Denker, es ist dieselbe Haltung, dieselbe strenge Genauigkeit, mit denen Wittgenstein Antworten auf Fragen der Architektur sucht und findet. Von Technik, Material, Proportionen zu Fragen der Farbe, des Sehens, der Gestik und Bewegung.

Zur Farbe: Das heute innen weiß gestrichene Wittgenstein Haus ist in Wirklichkeit ein Haus der Farbe. Wände, Boden und Türen waren eine aufeinander abgestimmte Farbkompo-

Jahrhundertwende verwendet, erlauben große fugenlose Körper. Der wesentlich höhere Härtegrad unterscheidet sie von den Edelputzen. In dieser neuen Putztechnik war die Halle als zentrale Raumgestalt bewusst von den umliegenden hellocker-gelblich-rötlichen Räumen abgesetzt.

Zu den Proportionen: Der Saal ist von Wittgenstein als ein in sich ruhender Raum entworfen. Glatte Oberflächen, die nur durch die Türen und Fenstertüren gegliedert werden. Drei 200-Watt-Glühbirnen sind (als Grund-Beleuchtung) von der Decke abgehängt. Das Zusammenspiel der feinst abgestimmten Proportionen ist in dieser reduktiven Formensprache das entscheidende gestalterische Element. Die Maße der Türöffnungen sind auf Wand, Raum und Wertigkeit abgestimmt.

Um einen zusammenhängenden Ausstellungs- und Konzertraum für das bulgarische Kulturinstitut zu gewinnen, wurde allerdings beim Umbau des Hauses im Jahre 1976 die für die Gesamtgestalt der Architektur zentrale Rolle des Saales zerstört. Mit Zustimmung des Wiener Denkmalamtes. Durch das Abtragen der Wand zum Wohnzimmer ergab sich ein Raum, der mit Wittgensteins Baukunst nichts zu tun hat und allen Intentionen Wittgensteins Hohn spricht.

Schon aus Respekt für Ludwig Wittgenstein muss seine Baukunst in der ursprünglichen geistigen Präzision wieder hergestellt werden. Das (wiederhergestellte) Wittgenstein Haus könnte in seiner geistigen Dichte, mit seiner besonderen architektonischen Qualität ein in Europa einzigartiger Ort für ein internationales Dialogforum sein.

Die Rettung Juni 1969 – 21.6.1971

Die Rettung des Wittgenstein-Hauses vor einem drohenden Abriss war nur von New York aus möglich, wohin ich im Oktober 1968 übersiedelt war. Im Juni 1969 bekam ich das Angebot, einen Artikel über den Bau von Wittgenstein für die Kunstzeitschrift ART-FORUM zu schreiben. Selbst in Wien war das Innere des Hauses so gut wie unbekannt. Der Eigentümer, Thomas Stonborough, erlaubte mir, das Haus zu besichtigen und einen Artikel mit Fotos des Hauses in New York zu veröffentlichen - aber unter keinen Umständen in Wien. Er wusste und versicherte mir, dass - trotz anfänglicher



Abb. 23: Außenansicht Haus Wittgenstein, Kundmannngasse 19 in Wien-Landstraße

Skizzen, die auch Ideen der Bauherrin miteinbezogen. Wittgenstein, der schon vorher „ausgezeichnete Ratschläge“ (P.E.) eingebracht hatte, tritt im Juni in das Baubüro ein. „Von da an war er und nicht ich der eigentliche Architekt.“ (P.E.)

Zwischen 1926 und 1928, am Höhepunkt der Klassischen Moderne, schafft Wittgenstein seine Architektur - mit einem eigenen, ganz anderen architektonischen Denken als jenes der Moderne. Bauen kann nicht angewandte Philosophie sein. Aber es ist

sition. Alles hatte Glanz: Die Metalltüren mit ihren lasierten grau-grünlichen Oberflächen spiegelten sich im hochpolierten dunklen Kunststeinboden. Die Wände und Decken der Räume um die Halle sind aus seidig glänzendem Stuccolustro, der in ein helles Ocker mit etwas Rot eingefärbt ist. Das Licht brachte die glatten Wände und Fußböden zum Strahlen: Entmaterialisieren, Auflösen von Materialgewicht, von Materialstrenge.

Die Wände der Halle sind aus hellgrauem Steinputz. Steinputze, seit der

Zusammenarbeit mit Paul Engelmann - sein Onkel Ludwig der eigentliche Architekt des Hauses sei. Insgeheim hoffte er wohl, doch noch mit meiner publizistischen Hilfe einen Käufer in den USA zu finden. „Mir persönlich wäre es so sehr viel angenehmer, wenn wir das Haus an eine Institution veräußern könnten, welche es als Bau erhält, anstatt es hier verkaufen zu müssen, wobei es zweifellos abgerissen würde“. (Brief Th. St. vom 2.12.1969). Und wenig später ließ er mich wissen, dass das Gesuch zur Umwidmung bereits eingereicht sei. Daraufhin änderte ich meine Strategie. Ohne der geforderten und auch vereinbarten Abstimmung mit Stonborough wies ich nun deutlich in Gesprächen, Briefen, Kontakten zu Medien

mund Freud. Er konnte weder die einzigartige baukünstlerische Qualität des Hauses noch dessen kulturgeschichtliche Bedeutung verstehen. Und er war nicht wahrheitsgemäß vom Besitzer über die Urheberschaft informiert worden. Beide behaupteten nun, die eigentliche Architektin sei Margarethe Stonborough. Also kein Grund für eine Unterschutzstellung. Es regte sich in Wien so gut wie kein Widerstand. So wurden in der folgenden Zeit in Wien mehr oder weniger unter Ausschluss der Öffentlichkeit von der Stadtplanung und von politisch mit dem Rathaus gut vernetzten Bauträgern bis zum völlig verständnislosen Denkmalamt alle nötigen Weichen gestellt: Geplant war eine Neuverbaung des Grundstücks mit einem Hotel-

folgeschweren Entscheidung endgültig zum Verstummen bringen. Ich musste die Situation umdrehen. Meine Strategie ging dahin, diese mit Autorität angesetzte Veranstaltung zu unterwandern. Das Haus musste mit Öffentlichkeit gefüllt werden. Über das Wochenende verständigte ich kurzfristig und unautorisiert eine große Anzahl von prominenten Architekten, Persönlichkeiten des Kulturlebens und Journalisten in- und ausländischer Zeitungen und lud sie zu einer spontanen Hausbesetzung ein, auf dass sie erstmals das einzigartige Innere des Hauses selbst sehen und erleben können. Es wurde ein alle überzeugendes Wittgenstein-Forum. Die Strategie ging auf. Die bisherige Privatheit dieser Baukunst und das of-



Abb. 24 (li.): Halle: einst hellgrauer Steinputz als Kontrast zu den ocker-gelblich-rötlichen Räumen, heute stark verändert durch weiße Wände; Abb. 25 (m.): Saal im Originalzustand (1971) vor der Entfernung der Rückwand; Abb. 26 (re.): Saal nach der „Restaurierung“ (nach 1976): Die Entfernung der Wand zum Wohnzimmer stört den Gesamteindruck;

wie der New York Times, zu Philosophen und auch zum Österreichischen Generalkonsulat in New York auf diese Absicht des Besitzers hin.

Im Februar 1970 erschien mein ART-FORUM-Artikel in der Hamburger ZEIT mit dem Untertitel „Das einzige Haus, das Ludwig Wittgenstein erbaute, soll abgerissen werden“. Stonborough verbot mir daraufhin, „weder in USA noch in Europa je irgendwelche Äußerungen über die Möglichkeit hiesiger Verhandlungen wegen eines eventuellen Verkaufs, noch über das Abreißen des Gebäudes zu machen!“ (Brief Th.St. vom 27.2.1970.)

Nun schaltete sich der Landeskonservator von Wien, Dr. Peter Pötschner, mit einem Leserbrief an die „Presse“ ein. Er dementierte nach Befragung des Hausbesitzers jegliche Abrissgefahr. In einem weiteren Text verglich er Wittgensteins architektonische Arbeit mit einer Laubsägearbeit von Sig-

Hochhaus. Am 18. Juni 1971 war der Abbruch des Wittgenstein Hauses von der Stadt Wien mit Einverständnis des Denkmalamtes beschlossen. Ich war – durch persönliche Kontakte in der Stadtplanung gut vorinformiert über diesen Termin – aus New York kommend in Wien.

Am Tag der Umwidmung schrieb ich nochmals einen scharf formulierten Artikel. In der „Presse“ vom 18. Juni 1971 versuchte ich mit allem Beweismaterial das Lügengebäude um die Urheberschaft zu Fall zu bringen. Hätte das Denkmalamt auf diesen „Nachruf“ nicht reagiert, wäre der Abbruch des Wittgenstein Hauses noch 1971 vollzogen worden. Völlig überraschend bekam ich am selben Tag einen Anruf aus dem Denkmalamt. Ich wurde für kommenden Montag in das Wittgenstein Haus eingeladen. Dort wollte der Landeskonservator vor einem kleinen Kreis die Kritik an seiner

fizielle Negieren einer denkmalwürdigen Qualität, beides wurde an diesem Vormittag beendet. Am 21. Juni 1971 war ein Abbruch des Wittgenstein Hauses endgültig verhindert worden, wenige Wochen später wurde das Bauwerk wegen des damals ausgelösten medialen Drucks unter Denkmalschutz gestellt.

*Univ. Prof. Bernhard Leitner
Urban Designer, Professor an der Akademie für
angewandte Kunst*

Literatur

Bernhard Leitner: Das Wittgenstein Haus. Hatje Cantz, Ostfildern 2000

Bernhard Leitner: Die Rettung des Wittgenstein Hauses vor dem Abbruch.06/1969 – 21/06/1971. Eine Dokumentation. AMBRA IV Verlag Wien 2013

📍 id-Führung: Wittgenstein-Haus
Termin wird noch bekanntgegeben.

Das Haus Weissmann in Wien-Hietzing – Denkmalschutz eines privaten Wohnhauses

Am südwestlichen Abhang des Küniglbergs wurden zu Beginn des 20. Jahrhunderts Villen, später auch Einfamilienwohnhäuser errichtet. In der Zwischenkriegszeit entstand in der Küniglberggasse 55 das Haus Weissmann, nach Entwürfen des Architekten Heinrich Kulka 1933 gebaut, und seit 1986 in meinem Besitz. Erst einige Jahre nach dem Kauf entpuppte sich das schlichte, kubische Einfamilienhaus als architektonische Rarität eines eher wenig bekannten Architekten.

Der Architekt

Der in Littau (Litovel), Mähren, geborene Heinrich Kulka (1900 – 1971) war Schüler, Mitarbeiter und später auch Partner von Adolf Loos. Bereits 1923, schon während seiner Tätigkeit als Zeichner im Atelier Loos, entwarf

1933/34 zur baulichen Umsetzung für die Bauherren Ernst Moritz und Helene Weissmann.

Im Jahr 1938 wurde über Kulka aufgrund seines mosaischen Glaubens Berufsverbot verhängt. Vorübergehend fanden Kulka und seine Familie Unterkunft bei Verwandten in Königgrätz. 1939 floh er mit seiner Frau und den beiden Kindern nach England und dann weiter nach Neuseeland, wo er bis zu seinem Tod erfolgreich wirkte.

Das Haus

Das Haus beeindruckte mich bereits bei der ersten Besichtigung, besonders die innere Gestaltung mit den verschiedenen Raumebenen hat mir sehr gut gefallen. Laut Beschreibung des Bundesdenkmalamtes hat Kulka im Haus Weissmann das „Raumplan“-Konzept seines Lehrers Adolf Loos ide-

der Essplatz und das Arbeitskabinett – beide für sitzende Funktionen angelegt – mit 230 cm niedriger gestaltet sind. Vestibül, WC und Vorraum sind mit 220 cm am niedrigsten.

Erwähnenswert ist auch der Umstand, dass große Teile der baufesten Innenausstattung erhalten geblieben sind, als da wären die Eingangstür, ein Großteil der Fenster, die Brüstungsgitter der Erkerterrasse, der Bereich des Entrees mit einer eingebauten Sitzbank bis hin zum Speiseaufzug und weitgehend originalen Heizkörpern.

Privates Wohnen unter Denkmalschutz

Ich habe das Haus im Jahre 1986 von den Erben der Familie Weissmann gekauft. Schon damals war die Substanz des Hauses renovierungsbedürftig, da mir aber die Mittel für eine umfassende Wiederherstellung fehlten, konnte ich nur das Allernotwendigste durchführen.

2010 bekam ich dann plötzlich aus heiterem Himmel einen Bescheid vom Bundesdenkmalamt, mit dem mein Haus unter Denkmalschutz gestellt wurde. Anfangs war ich davon wenig begeistert, da ich ja nunmehr kaum mehr Änderungen und Verbesserungen (beispielsweise Dämmen der Fas-

sade) vornehmen darf.

Aber man wurde dadurch auch auf die Qualitäten des Gebäudes aufmerksam und entwickelte ein Gefühl, in einem besonderen Haus zu leben. Eine denkmalgerechte Restaurierung wäre angesichts der schadhaften Fassade und des korrodierten Blechdaches natürlich wünschenswert, doch wären dazu Fördermittel oder Sponsoren notwendig.

*Renate Goldmann
Eigentümerin, Bewohnerin*

id-Veranstaltung: Sommerfest
25.07.(oder 1.8.) 2014 (siehe S. 52)



Abb. 27 u.28: Haus Weissmann: Fassade zur Küniglberggasse; Innenansicht: Gut erkennbar sind die unterschiedlichen Niveauebenen der Räume, sowie im Hintergrund die S-förmig geschwungene Treppe

Kulka auf den Prinzipien des Raumplans basierend, ein Einfamilienhaus für sich mit den kompakten Abmessungen von 7 x 7 Metern. Durch die Anwendung der drei Prinzipien des Loos'schen Raumplans - Bewegungsführung, Raumniveaudifferenzierung und Terrassierung des Baukörpers - bietet das kubische Einfamilienhaus trotz enger Außenmaße großzügig erscheinende Lösungen der Innengestaltung an. Das Konzept war immer von innen nach außen gerichtet.

Das Modell dieser Eigenplanung wurde 1930 auf der Triennale di Milano ausgestellt. Auf der Grundlage dieses ersten Entwurfs kam es

altypisch verwirklicht: Jeder Raum hat die seinen Funktionen entsprechenden Dimensionen und Proportionen und zeigt diese über Größe, Form und Lage der Öffnungen nach außen (...). Die unterschiedlichen Raumhöhen der Einheiten ermöglichen eine dreidimensionale „dichte Packung“, bei der eine hohe räumliche Vielfalt im strengen Quader des Außenbaus komprimiert werden konnte. Die Raumhöhen richten sich nach den funktionellen Widmungen und der Bedeutung der Räume. Am höchsten ist das großzügige, zum Garten hin orientierte Wohnzimmer (304 cm), die Schlaf- räume sind 260 cm hoch, während

Amerikanische Appartmenthäuser in Wien-Döbling

„Diese einzigartige Anlage jetzt abzureißen, wäre ein Wahnsinn!“ (Gustav Peichl) - Jetzt ist der „Wahnsinn“ perfekt

In der nach dem Zweiten Weltkrieg amerikanisch besetzten Zone Wiens, welche die Bezirke 7 bis 9 sowie 17 bis 19 umfasste, wurden nach dem Ende der Besatzungszeit Dienstwohnungen für Verwaltungsbeamte der US-Botschaft errichtet, die heute, knapp 60 Jahre danach, zunehmend aufgegeben werden.

Trotz kurzzeitigen Medieninteresses¹, empörter Aussagen einiger prominenter Architekten und Protesten der alarmierten Anrainer wurden die Häusergruppen Hartäckergasse / Nedergasse und Chimanistraße / Weimarerstraße – zweifellos jene in der besten Lage und mit den interessantesten Grundrissformen – im Frühjahr 2013 abgerissen. An deren Stelle befinden sich bereits mehrgeschoßige Wohnblocks in Bau. Nur die Anlage zwischen Hartäckerstraße und Hans-Richter-Gasse ist erhalten und wird nach wie vor bewohnt.

Keine öffentliche Einrichtung hat sich darum bemüht, die kulturell und architektonisch bedeutenden Zeugen der österreichischen Nachkriegsgeschichte zu dokumentieren, geschweige denn vor der Zerstörung zu bewahren. Bemerkenswert ist, dass zwar das ganze Umfeld um die Universität für Bodenkultur zu einer Schutzzone gehört, aber alle drei Bauensembles davon ausgenommen sind.

Bauvorhaben der amerikanischen Botschaft

Mit Kaufvertrag² vom 12. März 1955 erwarb die Amerikanische Botschaft drei große, voneinander unabhängige Areale in der noch locker verbauten Villengegend zwischen Peter Jordanstraße und Krottenbachstraße, nämlich die Grundstücke Hartäckergasse 3-7/ident Hans-Richter-Gasse 2 (bestehend), Hartäckergasse 29-39/ident Nedergasse 20-26 (abgerissen), und Chimanistraße 16 und 20/ident Weimarerstraße 116-120 (abgerissen). Im Dezember 1956 ersuchte das „Office of Foreign Buildings - American Embassy Vienna“ um behördliche Bewilligung zum Bau von Beamtenwohnhäusern in Wien-Döbling. Alle drei Anlagen wurden nach dem Projekt des

kalifornischen Architekturbüros Henry Hill & Partner³ unter der Bauleitung des Wiener Architekten Adolf Hoch in den Jahren 1957 bis 1959 ausgeführt.

malschutzgesetz (DMSG) zumindest der letzten erhaltenen Gruppe leicht zu argumentieren. Das DMSG normiert als Voraussetzungen "geschicht-



Abb. 29: Amerikanisches Flair der späten 1950er Jahre in Wien-Döbling: Chimanistraße 16-20, abgebrochen im April 2013

Baubeschreibung und Bedeutung

Die als Stahlbetonkonstruktion ausgeführten Haustypen sind in unterschiedlicher Staffelung, vor- oder rückspringend, als 2- und 3-geschoßige Baukörper angeordnet. Die Gsimsoberkante befindet sich 6 m, bei der 3-geschoßigen Anordnung 9 m über Terrain, unter dem Erdgeschoß befindet sich ein so genannter „Kriechraum“ mit einer lichten Mindesthöhe von 1,20 m für die Unterbringung und Verteilung aller erforderlichen Installationen. Der leichten Hanglage entsprechend, konnte unter dem Erdgeschoß noch ein Wohngeschoß für Dienstpersonal, Bäder und Gemeinschaftsraum, Hauswart, Waschküchen etc. derart angeordnet werden, dass sich diese noch 15 cm über Terrain befinden.

Die Gebäudegruppen stellen architektonisch wie technisch Ausnahmeerscheinungen in lokaler, regionaler wie auch nationaler Hinsicht dar. Aus diesem Grund wäre die Unterschutzstellung nach dem österreichischen Denk-

liche, künstlerische und kulturelle Bedeutung“, wobei die Erfüllung von einer dieser drei Voraussetzungen genügt.

Dipl.-Ing. Dr. Ute Georgeacopol-Winischhofer
Architekturhistorikerin, Docomomo Austria

① www.docomomo.at

Anmerkungen

¹ Andreas Russ-Bovelino: Schwungvoll, in: Kurier-Freizeit, 23.06.2012, S. 42-45, darin Jan Tabor: „einzigartiges Beispiel weltstädtischer Wohn-Architektur“; Gustav Peichl: „Diese einzigartige Anlage jetzt abzureißen, wäre ein Wahnsinn!“

² Grundbuch Katastralgemeinde Oberdöbling, EZ 2047

³ Henry Hill (1913-1985), war Schüler von Walter Gropius an der Harvard Graduate School of Design und Mitarbeiter von Erich Mendelsohn. 1947 gründete er sein eigenes Büro, wo in langjähriger Zusammenarbeit mit dem Architekten und Tragwerksplaner John Kruse mehr als 500 Wohn- und Geschäftsbauten entstanden.

Carl Appel und seine Bauten der Nachkriegszeit

Der Architekt Carl Appel zählte zu den meist beschäftigten Architekten von der Nachkriegszeit bis in die 1970er Jahre. Die Spannweite seiner Arbeiten reicht vom Einfamilienhaus über große Wohnbauten, Geschäftshäuser bis hin zu großen Industrieanlagen. Appels Werk wurde oft als kommerzielle Architektur abgetan. Diese Beurteilung hat sich möglicherweise auch auf die Einschätzung des öffentlichen Interesses an der Erhaltung eines seiner Hauptwerke, des „Steyr-Hauses“ am Wiener Kärntner Ring, im Hinblick auf die im Denkmalschutzgesetz geforderte geschichtliche, künstlerische und allgemein kulturelle Bedeutung ausgewirkt.

Stellvertretend für das umfangreiche Werk Appels soll das „Steyr-Haus“ (Wien 1, Kärntner Ring 7 / Akademie-

straße 4-6 / Mahlerstraße 8), das 1989/90 zerstört wurde, im Folgenden näher beschrieben werden.

Baugeschichte

Das so genannte „Steyr-Haus“ wurde 1955/56 bis 1958 als Verwaltungsgebäude der Steyr-Daimler-Puch A.G. errichtet. Auf einer etwa 34 x 49 m großen, bombenzerstörten Liegenschaft, welche vom Kärntner Ring, der Akademiestraße und der Mahlerstraße begrenzt wird, entstand ein siebenstöckiges blockförmiges Bauwerk, das über einem nach außen stützenlosen, verglasten Erdgeschoß mit einer lichten Raumhöhe von 6 m gleichsam zu schweben schien. Der überaus großzügige Raum im Erdgeschoß gab als Ausstellungshalle den Blick auf die zur Schau gestellten Wagen frei.

Ablehnung der Unterschutzstellung und Zerstörung

Bereits in den 1980er Jahren richtete der Architekt an das Bundesdenkmalamt einen Antrag zur Unterschutzstellung des Steyr-Hauses, der jedoch "nach eingehender Prüfung abgelehnt" wird. Nach einem Brand in einem Teil des Hauses hatte sich im Zuge des Verfahrens zur geplanten Neubebauung 1989, die den Abbruch voraussetzte, "die diesbezügliche Ansicht ... zwischenzeitlich nicht geändert."

In der Folge kam es zur Neubebauung der Parzellen Kärntner Ring 5-7, während sich Umbaustudien für Kärntner Ring 9-13 "auf die Kernbereiche der Objekte unter entsprechender Berücksichtigung der vorhandenen Grundstruktur beschränken" mussten.¹ Im September 1989 wurde dem Ansuchen um Abbruch in der Schutzzone stattgegeben.

Aus kulturhistorischer Sicht war es in einer Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg die Aufgabe des Architekten, mit dem „Steyr-Haus“ einen die nationale Maschinenindustrie repräsentierenden Autosalon zu bauen und hierzu das Erdgeschoß extrem ganzheitlich zu nutzen. Mit seiner Zerstörung hat Wien einen der wichtigsten Vertreter der „Architektur der Moderne“ verloren.

Baubeschreibung

Das „Steyr-Haus“² zeigte einen streng flächig begrenzten Kubus unter Ausnutzung der damals zulässigen Bauhöhe und anstelle des ortsüblichen Daches ein zurückgesetztes Staffelgeschoß. Die Besonderheit des Baues bildete das mit einer 6 m hohen, hier erstmals ausgeführten sprossenlosen Hängeverglasung aus Massivglas versehene Erdgeschoß, welches den Baukörper anscheinend schweben ließ. Der Eindruck des Schwebens wurde durch die rundum laufende Beleuchtungsanlage, welche hinter der Glasscheibe von der Decke abgehängt war, unterstrichen. Hier wurde erstmals in Wien auf die Lastabführung mittels unter der Fassadenmauer sitzender Pfeiler verzichtet, wodurch – unter Einbeziehung des glasüberdachten Atriums – ein das ganze Erdgeschoß einnehmender "lichtdurchfluteter, einzigartiger Raum moderner Verkaufskultur"³ entstand, in dessen Weiträumigkeit optisch der umliegende Stra-



Abbildung 30: Steyr-Haus, Fassaden Kärntner Ring 5-7 / Akademiestraße 4-6 aus: Carl Appel, *Architekt zwischen Gestern und Morgen*, Wien-Köln-Graz 1988, S.131

Benraum mit einbezogen wurde. Dem Anspruch eines Autosalons (mehr als 1300 m² mit der beachtlichen lichten Raumhöhe von 6 m) wurde dabei erstmals in monumentalster Weise Ausdruck gegeben. Der Ausstattungsgrad der Halle vom materiellen wie vom künstlerischen Einsatz unterstrich den hohen Anspruch. Die Stuckarbeiten stammten von Frau Prof. Hilda Schmid-Jesser, die Marmor-mosaik von Heinz Leinfellner. Die Fassaden des Gebäudes waren mit hellgrünem italienischem Cippolino aus Carrara bekleidet. Die Fensterkonstruktionen bestanden – zeittypisch – aus eloxiertem Aluminium. Die massiven, nach oben sich verjüngenden Pfeiler der Ausstellungshalle waren mit Gosauer Konglomeratstein verkleidet. Für den Bodenbelag des Autosalons wählte man Waldviertler Granit und Syenit, die ein großzügiges Streifenmuster ergaben. In den Büroräumen wurden hochwertige Kunststoff- und Gummifußböden verlegt.



Abb. 31: Autosalon im Steyr-Haus, Aufnahme Mitte der 1950er Jahre aus: *Der Bau*, Jg.12, 2/1957, S.80, Abb. 72

Bautechnik

Die Lastabtragung des siebenstöckigen Gebäudes erfolgte über sieben massige, nach unten sich verjüngende Stahlbeton-Pfeiler in den Mittelachsen der jeweiligen Trakte (und über die Umfassungsmauern des Nebenstiegenhauses), die selbstverständlich keinerlei Korrespondenz zu der Fassadengliederung des darüber liegenden Baublocks hatten. Die Statik stammte von Dr. Fritz Pfeffer und Dr. Herbert Reichelt.

Die Außenverglasung bestand aus einer Hängekonstruktion, die hier erstmalig ausgeführt und für die eine Anzahl von internationalen Patenten angemeldet wurde.⁴ Im oberen Drittel der Glaswand unterstützte ein waagrecht Kämpfer aus mit Aluminium verkleidetem Stahl die Glaswand, an dem gleichzeitig die aussteifenden senkrechten, 38 cm breiten Glasstützen aus 16 mm dickem Spiegelglas befestigt waren. Das Dach war mit Aluminium-Fural gedeckt. Das gesamte Gebäude wurde mit Deckenstrahlungsheizung geheizt. Erstmals in Österreich waren die Leitungen für eine komplette Telefon- und Lichtinstallation nach einem eigens entwickelten System in den Fußboden verlegt.

Der Architekt Carl Appel

Carl Appel (1911 – 1997) war mit wenigen anderen ein Architekt der ersten

Stunde mit weit gespanntem Tätigkeitsfeld, der einige bedeutende und über ihre Zeit hinausweisende Bauten errichtete. Als frei schaffender Architekt seit 1936 tätig, realisierte er unterschiedlichste Gebäude zum dauernden oder temporären Wohnen wie Wohnhäuser, Hotels, Studentenheime und Bauten für die Erziehung. Seine Bauten für die Wirtschaft umfassen Verwaltungsgebäude, Banken, aber vor allem zahlreiche Industrie- und Geschäftshausbauten, von denen in Wien die bedeutendsten nicht mehr existieren: das Kaufhaus Neumann in der Kärntnerstraße 19 (heute „Steffl“), das Philipp-Haas-Haus am Stephansplatz 12 und das Steyr-Haus am Kärntner-Ring. Andere Werke Appels wurden zwischenzeitlich gravierend verändert, so etwa sein 1957/58 errichtetes Wohnhochhaus am Modenapark (Wien 3, Bayerngasse 1-3 / Am Modenapark 1 / Grimmelshausengasse 5 / Gottfried-Keller-Gasse 2). Dessen charakteristische Fassadengestaltung durch ein Glasmosaik der Firma Dürr wurde 1978 durch eine Neuverkleidung mit Pelichrom-Platten ersetzt. Vor einigen Jahren wurde für das Gebäude im Auftrag der MA 19 eine Fassadenverkleidung aus gelochten, farbigen Metallelementen entwickelt, die sich dem ursprünglichen schillernden Farbenspiel des Mosaiks anzunähern versucht.

Im Rahmen des Wiederaufbaus entstanden nur wenige Projekte, die in formal-ästhetischer Hinsicht Außergewöhnliches boten, dazu gehörte zweifellos das Steyr-Haus. Appels Bauten im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit wurden zum Symbol des Neuen und des Fortschritts. In einer 1955 im „Amerika-Haus“ gezeigten Ausstellung mit dem Thema „Schöpferisches Österreich“ war er als einziger Architekt vertreten.

Dr. Ute Georgeacopol-Winischhofer
Architekturhistorikerin, Docomomo Austria

① www.docomomo.at

Anmerkungen

- ¹ Zit. aus dem Nachlass Dr. Roland Schachel: MA 19, Aktenvermerk v. 26. April 1989 betr. Bauvorhaben Kärntner Ring 5-13.
- ² Ausführlich dokumentiert in: *Der Bau*, Jg.12, 2/1957, S.80-85 (mit Firmenverzeichnis S.102-105); *der aufbau*, Jg. 13, Wien 1958, S. 254-257; *Jg.16*, H.7/8.1961, S.294-295; *Festschrift 100 Jahre Österr. Ziviltechniker*, Wien 1960. Jubiläumsausgabe 100 Jahre Künstlerhaus, Wien 1961.
- ³ Carl Appel, Architekt zwischen Gestern und Morgen, Wien-Köln-Graz 1988, S.130.
- ⁴ Österreichisches Patentamt, Patentschrift Nr. 230071, 218710, in: Carl Appel, Architekt zwischen Gestern und Morgen, Wien-Köln-Graz 1988, S. 130, 138

Ernst Hiesmayr – Der Mensch und Architekt

Ernst Hiesmayr war nicht nur als Mensch, Architekt, Lehrer und auch Rektor der TU Wien eine markante Erscheinung, er hat auch die Architekturszene der 1960er bis 80er Jahre entscheidend mitgeprägt. Mit dem Neubau des Juridicums in nächster Nähe der Wiener Ringstraße hat er

Beeindruckend ist die Vielfalt seines Wirkens im Bauen: Einfamilienhäuser, Hotels, Schulen, Institutsgebäude sowie Bürohäuser umfasst Hiesmayrs Oeuvre. Auch ein Kirchenbau ist darunter: die Heilig-Kreuz-Kirche in Langholzfeld, Oberösterreich. Beispielhaft und für ihn typisch war auch sein

um übergroße Spannungen zu vermeiden, mit Wasser gefüllt. In seiner klaren Fassadenstruktur, die ohne jeglichen Zierrat auskommt und der statisch völlig neue Wege auslotenden Konstruktion gibt der trotz seiner Größe sich elegant und selbstbewusst in das historistische Ensemble fügende



Abb. 32: Das Hauptwerk von Ernst Hiesmayr: Das Juridicum in Wien-Innere Stadt, Helferstorferstraße 9-15, erbaut 1974 bis 1984



Abb. 33: „Haus M“ in Bregenz, Pfänderweg 32b, erbaut 1996

einen städtebaulichen Akzent gesetzt und einen technisch anspruchsvollen, unverwechselbaren und qualitativ hochwertigen Bau innerhalb eines historischen Gefüges geschaffen.

In Innsbruck 1920 geboren, arbeitete er schon während seiner Mittelschulzeit auf Baustellen und sammelte so Erfahrungswerte, gewann die Praxisbezogenheit, die in seinem späteren Wirken entscheidende Grundlagen bildete. Seine Herkunft, sein Studium, die Kenntnis der anonymen Tiroler und Vorarlberger Bauten, insbesondere des Bregenzer Waldes, prägten in der Auseinandersetzung mit der Moderne die Entwicklung seines Formenrepertoires und die Umsetzung der Traditionen mit zeitgemäßem Anspruch, ohne in zeitgeistige Klischees zu verfallen. Die Ehrlichkeit, die Offenheit, die er im Umgang mit seinen Schülern zeigte, besitzt auch seine Architektur: geradlinig, ohne Schnörkel, die Tradition des Logischen in der Moderne zeitgemäß und vernunftig umsetzend. „So wie das Wesen dieses Mannes: großzügig, einfach, ohne Mätzchen und grundgescheit“ – so hat Architektkollege Wilhelm Holzbauer einmal Ernst Hiesmayr und seine Bauten charakterisiert.

Umgang mit dem Kulturerbe: Die historische Niklaszeche in Purbach, Burgenland, die von Hiesmayr und seinem Bruder, dem Inhaber eines Sanitärgrößhandels, erworben worden war, verdankt ihm ihre Rettung. Intensiv engagierte sich Hiesmayr für ihre Instandsetzung unter Mithilfe des damaligen Landeskonservators Dr. Alfred Schmeller. Und auch hier zeigte sich seine Kenntnis von Materialien und Formen: Die Bodenplatten wurden von Hiesmayr selbst gegossen.

Sein Hauptwerk ist wohl das Wiener Juridicum. Das Anforderungsprofil an das Objekt war für den Architekt enorm. Es waren mehrere Hörsäle und Institute unterzubringen und die Erdgeschoßzone des Baus sollte ein durchgängiger, offener öffentlicher Bereich sein. Nur durch intensive, innovative Planung und kongeniale bautechnisch-statische Ausführung gelang es, diese Aufgabe zu erfüllen und noch ein zusätzliches Geschoß unterzubringen. Vier Stahlbetonkerne – paarweise errichtet – führen die Lasten ab und tragen die weitgespannten Stahlfachwerke, an denen die Geschoßdecken mit Gitterträgern und Säulen abgehängt sind. Die Hohlräume der Eisen-

Baukörper die Wesenszüge seines Schöpfers wider.

Rund 30 bis 50 Jahre nach ihrer Fertigstellung stehen bei den Bauwerken natürlicherweise größere Instandhaltungsarbeiten an. Noch größer ist die Gefahr bei öffentlich genutzten Bauten, dass im Glauben, heutige Normen übererfüllen zu müssen, Behörden und öffentliche Bauherren die künstlerische Wertigkeit zugunsten banaler, oft zerstörerischer Maßnahmen negieren. Unter Denkmalschutz steht keines seiner Bauwerke.

Doch Hiesmayrs Bauten bedürfen des Schutzes, wie die seiner Zeitgenossen Karl Schwanzner und Roland Rainer, um in ihrer Ganzheitlichkeit und als essentielle Teile der österreichischen Architekturgeschichte erhalten und nachhaltig genutzt zu werden.

*HR Prof. Dr. Axel Hubmann
Präsident von Docomomo-Austria und ehem.
Landeskonservator von Kärnten*

🕒 Ernst Hiesmayr Symposium am 13./14. Juni 2014 im Wiener Juridicum; Details werden noch auf www.docomomo.at bekannt gegeben

📍 www.docomomo.at

Nieder mit Gerhard Garstenauer!

*Ich kenne die Weise, ich kenne den Text,
Ich kenn auch die Herren Verfasser
Ich weiß, sie tranken heimlich Wein
Und predigten öffentlich Wasser.*

Heinrich Heines Zeilen in seinem satirischen Versepos „Deutschland. Ein Wintermärchen“ aus den 1840er Jahren über Janusköpfigkeit bzw. Scheinheiligkeit der Kirche sind 1:1 auf die inkonsequente Praxis des Österreichischen Bundesdenkmalamts (BDA) übertragbar. Opfer sind in besonders drastischer Weise viele herausragende Inkunabeln der jüngeren Vergangenheit.

„Warum gründet man eigentlich keinen Verein der ‚Freunde der Zerstörung Wiens?‘“¹ So beginnt Friedrich Achleitner seine Architekturkritik „Nieder mit Fischer von Erlach“ vor 50 Jahren in „Die Presse“ vom 16/17. November 1963. Waren damals nicht einmal die Hauptwerke des österreichischen Barock-Baumeisters vor der Zerstörung sicher, so geht heute der Aderlass der letzten Dekaden bei den Hauptwerken der Architektur aus den Jahrzehnten des Wiederaufbaus ungebremst weiter. Dabei schauen – bis auf wenige Ausnahmen – die Verantwortlichen im BDA ungerührt zu. Der Untätigkeit folgt die Zerstörung, die „Freunde der Zerstörung“ haben eine breite Basis.

Im Frühjahr 2008 gab die neue Präsidentin Barbara Neubauer in ihrem Antrittsstatement ein Bekenntnis zur Architektur der 1950er, 60er, 70er und 80er Jahre ab. Beim Symposium „MODERNE ZWEI Baukultur 1948 - 1984“ 2008 in Salzburg sprach sie von der Notwendigkeit einer systematischen, wissenschaftlichen Bestandsaufnahme und lud in ihrem Grundsatz-Statement zu den jungen Baudenkmalern in Österreich und Strategien gegen akute Gefährdungen DOCOMOMO Austria (Verein zur Erforschung und Erhaltung der Architektur der Moderne) zur Zusammenarbeit ein. Die Praxis ist bedauerlicherweise eine andere, ein Beispiel ist die geplante Zerstörung des 1956 eröffneten Nationalratssaals im Parlament in Wien, einem zentralen Symbol der Zweiten Republik.² Die Architektur-Inkunabel ist von Abriss- und Neubauplanungen massiv bedrängt, DOCOMOMO hat sich in den letzten Jahren intensiv für die Erhaltung und respektvolle Weiterentwicklung der Bausubstanz eingesetzt.

Und der Status Quo in Salzburg? Am Tag des Denkmals 2011 erklärte Landeskonservator Ronald Gobiet gegenüber dem ORF: „Das ist eine Neuerung für uns. Wir müssen uns der Moderne vermehrt widmen. Wir haben Bauten der 1950er-, 1960er-Jahre unter Schutz. Aber jetzt kommen die 1970er-Jahre dran – und das ist ein charakteristisches Beispiel“³. Der Denkmalpfleger hat das 1978 fertig gestellte eigene Wohnhaus von Gerhard Garstenauer gemeint. Nach einer Anregung des Autors und vom Architekten begleitet hat das BDA zumindest dieses außergewöhnliche Holzge-



standteil der österreichischen Architektur der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und auch Bestandteil der Kulturgeschichte im Allgemeinen“.⁵ Die Politik in Österreich hungert das Denkmalamt personell und finanziell immer stärker aus. Das ist aber keine Entschuldigung, dass diese Epoche – etwa im Vergleich mit der Schweiz oder Deutschland – derartig vernachlässigt wird. Keine konsequenten Bemühungen um einen Überblick und eine Strategie sind erkennbar, es fehlen Systematik und übergeordnete Qualitätskriterien.

Auf Bundesebene war im Jahr 2000 die Unterschutzstellung von Garstenauers drei Gasteiner Bauensembles Kongresszentrum, Felsenbad und Lift-

*Abb. 34 (li.): Garstenauers Wohnhaus in Aigen (Schwarzenbergpromenade 1, erbaut 1978) steht unter Denkmalschutz. Das große, flache Pultdach entspricht dem leicht fallenden Terrain und trägt zur Einbettung des Hauses in die Landschaft bei;
Abb. 35 (u.): Garstenauers „Felsenbad“ (Bahnhofplatz 5) war 1966/68 der erste Bau einer Aufbruchsstimmung im einst mondänen Kurort Bad Gastein*



bäude als jüngstes Gebäude Salzburgs unter Schutz gestellt.⁴

Einige Jahre davor machte das BDA ein konventionelles, von Margarete Schütte-Lihotzky für ihre Schwester in Radstadt geplantes Wüstenrot-Eigenheim (1950) zum Baudenkmal, verweigerte und verweigert diesen Status aber zentralen Bauwerken der österreichischen Architekturentwicklung aus den Nachkriegsjahren. Dazu zählen zweifellos zahlreiche der Werke von Gerhard Garstenauer aus den 1960er und 1970er Jahren. Dietmar Steiner fasste 2002 die Rolle des 1925 geborenen Architekten in der österreichischen Kulturlandschaft folgendermaßen zusammen. „Das Werk Gerhard Garstenauers ist wesentlicher Be-

kugeln angeregt worden. Der damalige Präsident Georg W. Rizzi antwortete, dass „nachhaltige Veränderungen“ möglicherweise den „a priori gegebenen hervorragenden künstlerischen Wert entsprechend“ mindern könnten.⁶ Rizzis nachhaltigem Hinauszögern folgten ab 2002 unbedarfte Veränderungen und die architektonisch belanglose Felsenbad-Erweiterung.

Dazu meinte Ronald Gobiet 2011 „selbstkritisch“: „Meines Erachtens sind wir zu spät gekommen, das Felsenbad zu schützen, das doch in seiner Konzeption, in seiner Ausformung, in seiner Verbindung mit der Natur ein hervorragendes Dokument dieser Zeit war.“⁷ 2014 wird die Felsentherme von



Abb. 36: Garstenauers sphärische Kugelbauten für den Kreuzkogel-Lift in Sportgastein im Jahr 1970 wurden zum Symbol der Region

INNERHOFER oder INNERHOFER Architekten aus Saalfelden „modernisiert“, „Attraktivierungen“ wie ein neues Lichtkonzept und ein Steg von der Saunalandschaft zum Restaurant sind angekündigt...

Vor knapp 50 Jahren fand mit dem Felsenbad 1966/68 Gasteins Aufbruch einen erfolgreichen Start. Gerhard Garstenauer entwickelte damals gemeinsam mit Anton Kerschbaumer eine Vision für das Gasteinertal, der Bürgermeister und sein Architekt traten dem steten Niedergang des mondänen Kurorts entgegen, erneuerten den traditionsreichen Kurbetrieb und setzten auf den rasant wachsenden Tourismus. Wegen des beengten Bauplatzes ließ Garstenauer die Schwimmhalle aus dem Bergrücken herausprengen. Der Kontrast zwischen unbearbeiteten Tauerngneiswänden und konstruktiv-präzisen Sichtbeton-Elementen prägt den bemerkenswerten Raumeindruck.

Dem international vielbeachteten Bauwerk folgte inmitten der Stadt unweit des Gasteiner Wasserfalls das 1974 fertig gestellte Kongresszentrum, das 1976 den Architekturpreis des Landes Salzburg erhielt. Vom Baulöwen Porr teuer errichtet, erhielt das Bauwerk in Teilen der Bevölkerung ein Betonklotz-Image am Bein der finanziell schwächelnden Stadt. Das scheint sich zu ändern, Bürgermeister Gerald Steinbauer erklärte im Oktober 2008 über das Kongresszentrum: „Die Architektur stört uns nicht, ganz im Gegen-

teil.“⁸ Garstenauer schuf einen Kontrapunkt zum gewohnten Bad-Gastein-Bild. Dieses hatten ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Wiener und Münchner Architekten als großstädtisches, im alpinen Tal fremd anmutendes „Wolkenkratzerdorf in den Bergen“ geformt. Dicht gefügt sitzen die gründerzeitlichen Hotelblöcke jeweils auf mehreren Untergeschoßen im steilen Gelände. Dem setzte Garstenauer mit dem am Steilhang dramatisch aufgeständerten Bauwerk eine markante Horizontale gegenüber, für Garstenauer der „sichtbare Ausdruck als Ort der Begegnung“: Anstelle der ehemaligen engen, verschatteten Straße öffnete die begehbare kommunale Platz- und Dachlandschaft das Zentrum großzügig zu Sonne und Tal. Ergänzend sollte die Neugründung „Sportgastein“ im Talschluss auf 1600 Metern Seehöhe eine sportliche Klientel anziehen. Unverwirklicht blieben die „Badeschlucht“ mit Appartementanlage und eine Gletscherbahn auf das 3100 Meter hohe Schareck. Realisie-



Abb. 37: Garstenauer setzte beim Kongresszentrum (Kaiser Franz Joseph-Straße) einen Kontrapunkt zum gewohnten Bad Gastein-Bild als gründerzeitliches „Wolkenkratzerdorf in den Bergen“ (Foto Oktober 2008)

ren konnte Garstenauer 1970 den Kreuzkogel-Lift mit insgesamt vier sphärischen Kugelbauten aus Aluminium. Tal- und Bergstation, Beobachtungs- und Aussichtskugel bildeten eindrucksvolle Kontraste in der hochalpinen Gebirgslandschaft mit ihren bizarren Schnee- und Eisformationen. Bedauerlicherweise verlor nach Bürgermeister Kerschbauers zehnjähriger Amtszeit und seinem Tod 1975 Bad Gastein die mit Garstenauer entwickelte, übergeordnete Planungsperspektive und fiel in eine selbstzerstörerische Depression. Seither bereicherte kein einziges zeitgemäßes Gebäude von Rang die Silhouette, im Gegenteil, sie wird massiv beeinträchtigt

durch Abriss stattlicher Gründerzeithotels und die Errichtung banalster Neubauten. Postmodern-historisierende Hotels wie das Bellevue oder plumpe, unförmige Baumassen wie die drei Nebengebäude des Hotels Kaiserhof von Hapimag entwerfen oder bedrängen die ehrwürdigen Gründerzeit-Palazzi. Einhellig erklärte die Stadtpolitik den Haupttrakt des städtebaulich wie architektonisch bedeutenden Gasteinerhofes zum „Schandfleck“, er wurde schließlich abgerissen.

Dieser stete Raubbau an der Baukultur macht Bad Gasteins Erscheinungsbild ordinär. Auch Garstenauers Bauten sind in Gefahr. Längst verschwunden sind seine futuristischen Panoramagondeln für die Stubnerkogel-Seilbahn. Diese 1972 an drei Raumachsen konstruierten Superellipsen aus Sonnenschutz-Acrylglas boten in geschützten Miniräumen optimalen Landschaftsbezug. Die Naturschutzbehörde, die neue Unterstände in „Holzblockbauweise mit matt-anthrazitgrau gefärbtem Satteldach“ vor-

schrub, veranlasste, eine der vier Lift-Kugeln zu demontieren. Drei Jahrzehnte trotzten die Kugeln mit optimierter Form und minimierter Oberfläche dem rauen Hochgebirgswetter, bis der Naturschutz ausreichend Angriffsfläche fand. Zumindest das Abbruchunternehmen erkannte die Qualitäten und stellte die Kugel im Firmengelände auf, statt sie zu verschrotten.

Ohne Einflussmöglichkeit für Garstenauer wurden und werden sein Solarbad in Dorfgastein von 1978 und sein Felsenbad unbedarft verändert. Zahlreiche Memoranden dokumentieren seine Angebote unentgeltlicher Beratung. Auch das Kongresszentrum wurde vernachlässigt. Schon lange un-

benutzbar ist etwa auf dem Dach die Trinkhalle in vier kristallinen Kugeln. Die Verkitschung des Äußeren und andere Verschandelungen sind leicht reversibel. Die Bausubstanz des Kongresszentrums macht insgesamt noch einen guten Eindruck, allerdings ist der Leerstand schädlich.

Seit in den Nullerjahren die Bad Gasteiner Kur- und KongressbetriebsgmbH mit fragwürdigen Konditionen das Kongresszentrum und andere Häuser im Stadtkern an Franz Duval und Franz Wojnarowski verkauft hat, ist dieser öffentliche Raum für Kongresse und die Allgemeinheit gesperrt. Wojnarowskis dilettantisch-verstümmelnde Umbau-„Vorschläge“ zeigen selbst für Gegner von Garstenauers selbstbewussten Bauwerken, dass anpasserische Verschandelung keine Lösung darstellen kann. Es blieb bei den Ankündigungen, nach dem Tod von Franz Duval schmiedet nun Philippe Duval Millionenpläne.

Viele Baudenkmäler der 1960er- und 1970er-Jahre nutzten „moderne“ Baumaterialien wie Stahl, Glas und (Sicht-)Beton sowie neue Konstruktionen. Auf ihrer Erforschung basieren Pflege, Konservierung und Adaptierung der Bausubstanz und die Entwicklung gestalterisch wie bauphysikalisch anspruchsvoller Lösungen für heutige Nutzungen. Schon kleine, aber unbedacht gesetzte Maßnahmen wie Fensteraustausch, Dämmung und Bemalung können zerstörerische Wirkung auf die Ausgewogenheit von Proportionen und Materialien entfalten. Nur die denkmalpflegerische Betreuung kann dem Bad Gasteiner Kongresszentrum eine respektvolle und gelungene Revitalisierung sichern. Schließlich bietet das mit Betonfertigteilen präzise komponierte Gebäude zahlreiche Potenziale, die für Bad

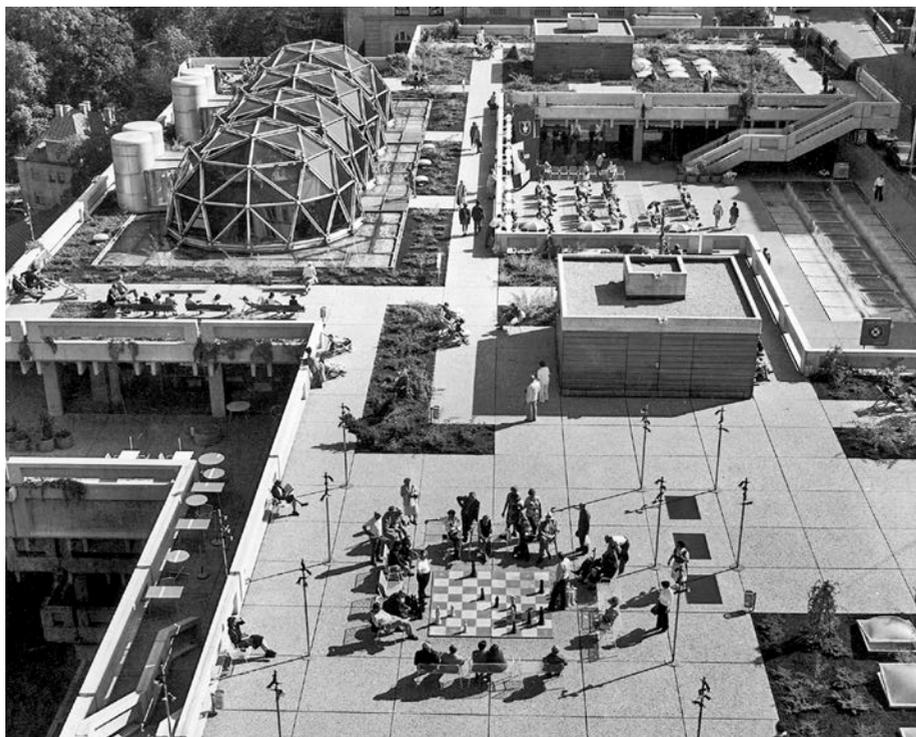


Abb. 38: Begehbare, sonnige Dachlandschaft des Kongresszentrums (histor. Ansicht)

Gastein dringend aktiviert, zeitgemäß und qualitativ weiterentwickelt werden könnten.

Seit Ende 2012 ist Eva Hody die neue Landeskonservatorin in Salzburg. Bis dato ist nichts passiert, wird sich noch etwas ändern? Zumindest Heinrich Heine ließ im „Wintermärchen“ dem oben zitierten Vierzeiler optimistische Strophen folgen.

*Ein neues Lied, ein besseres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!*

Dr. Norbert Mayr

*Architekturhistoriker, 2008-2013 Präsident
von DOCOMOMO Austria*

Anmerkungen

- ¹ Friedrich Achleitner, Nieder mit Fischer von Erlach, Salzburg 1986, S. 77
- ² Vgl.: Norbert Mayr, Konstruktiver Widerstand. Für den Erhalt des Wiener Nationalratssaales, in: kunsttexte.de, Nr. 2, 2012, S. 1-4 www.kunsttexte.de. Leicht ergänzte Fassung in: „Denkma[i]“ Nr. 11, Nachrichten der Initiative Denkmalschutz, Juni-Sept. 2012, S. 32ff.
- ³ Müssen uns der Moderne widmen <http://sbgv1.orf.at/stories/537347>; 12. 09. 2011
- ⁴ Vgl.: Norbert Mayr, Wohnen in der Natur. Haus Garstenauer in Aigen, in: Zuschnitt 27 (2007), S. 19-21; Norbert Mayr, Moderne Architektur wird Baudenkmal - Garstenauers Wohnhaus wird unter Schutz gestellt, in: Salzburger Fenster

2011 09 14 (31), S. 4

⁵ Dietmar Steiner, Vorwort, in: Gerhard Garstenauer – Interventionen, Salzburg 2002, S. 7; Vgl. auch: Norbert Mayr, Gerhard Garstenauer, in: Saur allgemeines Künstlerlexikon: die bildenden Künstler aller Zeiten und Völker, München [u.a.] 2006, Band 49, S. 464

⁶ zit in: Norbert Mayr, Stadtbühne und Talabschluss. Baukultur in Stadt und Land Salzburg, Salzburg 2006, S. 196; Vgl.: Norbert Mayr, Geht Bad Gastein baden? in: Architektur & Bauforum, Nr. 211 (2001), S. 6

Norbert Mayr, Dekoration statt Architektur - Das Felsenbad in Gastein, ein Schlüsselwerk der Gegenwartsarchitektur, soll umgestaltet werden, in: Salzburger Nachrichten (Kultur), 10. 5. 2002, S. 15; Norbert Mayr, Vom Felsenbad zur Felsen-therme – Anmerkungen zur Sanierung des Felsenbades von Gerhard Garstenauer in Bad Gastein, in: Architektur & Bauforum – Forum, 29. 8. 2003, S. 12-13

⁷ siehe Fußnote 3

⁸ zit. in: Norbert Mayr, Geht Gastein baden?, in: Die Presse (Spectrum), 21. 2. 2009, S. IX

Otto Kapfinger, Gerhard Garstenauer – Konstrukteur und Visionär – Realist und Romantiker, in: Gerhard Garstenauer – Interventionen, Salzburg 2002, S. 123; vgl. auch: Norbert Mayr, Vier Kugeln im Schnee – Der Salzburger Gerhard Garstenauer schuf vor rund drei Jahrzehnten herausragende Beispiele moderner Architektur im Gasteiner Tal, in: Salzburger Nachrichten, 22. 1. 2000, S. IX



Abb. 39: Das großzügige Foyer

Das Wirtschaftsförderungsinstitut St. Pölten

Das WIFI St. Pölten (Niederösterreich), Mariazeller Straße 97, zählt zu den Hauptwerken von Karl Schwanzer (1918 – 1975). Die außerordentliche Bedeutung Schwanzers als Zentralfigur der Nachkriegsmoderne in Österreich ist bis dato einer größeren Öffentlichkeit nicht bekannt. Obwohl vielen die Bauten Schwanzers im öffentlichen Raum, wie z.B. das BMW-Verwaltungsgebäude in München (1973), das Philips-Haus (1962-64) und das 20er-Haus (1959-62) in Wien bekannt sind, ist der Urheber dieser Gebäude fast in Vergessenheit geraten. Bei Leonie Manhardt ist Schwanzers Leben und Werk ausführlich beschrieben.¹ Hier die wichtigsten Lebensdaten zusammengefasst: 1940 Abschluss sei-

Brüssel, 1960 Erweiterung der Kapuzinergruft in Wien, 1960-63 Christkönigs-Kirche in Wien, 1964 Wirtschaftsförderungsinstitut Wien, 1963-65 Erweiterung der Akademie für angewandte Kunst gemeinsam mit Eugen Wörle, 1967 Österreich-Pavillon und Kindergarten der Stadt Wien auf der Weltausstellung in Montreal, 1970 BMW-Parkhaus in München und 1974 die Österreichische Botschaft in Brasília. Faktum ist, dass weder die herausragenden Bauten mit dem Namen Karl Schwanzer in Verbindung gebracht werden, noch seine Beziehung zur internationalen Avantgarde offenkundig ist. Auch in internationalen Standardwerken über die Architektur des 20. Jahrhunderts scheint sein Name nur

rückt und in Form eines Turmes geplant.² Somit erhielt das horizontale Institutsgebäude eine dominante Vertikale mit Fernwirkung (Abb. 43). Eine wichtige Änderung war der Wunsch des Bauherrn, einen Besuchergang zu errichten, bei dem Interessierte zwar Einblick in die Werkstätten haben, der Kursbetrieb aber nicht gestört werden sollte. Durch eine Vielzahl an Varianten erarbeitete Karl Schwanzer nicht nur einen einfachen, an das Gebäude andockten Gang, sondern entwickelte daraus eine skulpturale Großform (Abb. 42). Im Jahre 1972 wurde das WIFI St. Pölten fertig gestellt, und schon einige Jahre danach erfolgten die ersten Um- und Zubauten. 1986 wurde eine bereits von Schwan-

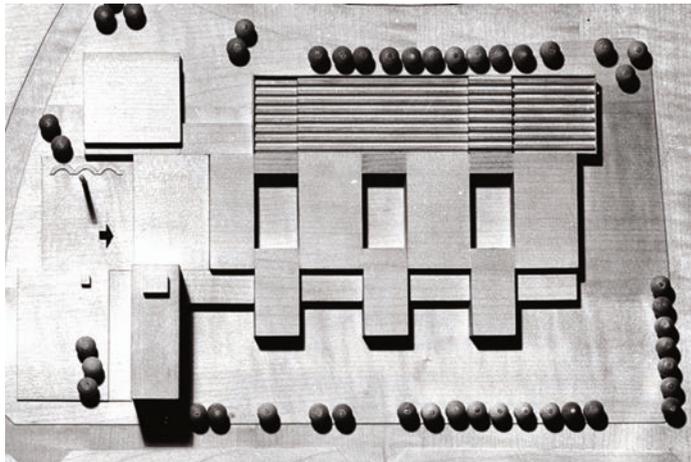


Abb. 40: Karl Schwanzers Originalfoto des Modells vom ursprünglichen Entwurf für das WIFI St. Pölten (Foto 1965);



Abb. 41: Nachträgliche Aufstockung des Institutsgebäudes im Jahr 1986 (Foto 2011)

nes Architekturstudiums an der Technischen Hochschule in Wien, 1941 Dissertation, ab 1947 freischaffender Architekt, 1947-51 Assistent an der Akademie für angewandte Kunst bei Oswald Haerdtl, 1958 Grand Prix für Architektur auf der Weltausstellung in Brüssel. Ab 1959 ordentliche Professur an der Technischen Hochschule Wien, 1959 Preis der Stadt Wien für Architektur, 1964-65 Gastprofessur Technische Hochschule Darmstadt, 1967 Gastprofessur Technische Hochschule Budapest, 1974 Architekturpreis des Bundesverbandes der Deutschen Zementindustrie. 1975 Freitod Karl Schwanzers. Erst posthum verlieh man ihm 1975 den Großen Österreichischen Staatspreis. Neben den oben erwähnten Werken hat Schwanzer eine Vielzahl von Projekten verwirklichen können. Die wichtigsten davon sind: 1958 Österreich-Pavillon auf der Weltausstellung in

ganz vereinzelt auf. Die außerordentliche Bedeutung von Schwanzer als Zentralfigur der Nachkriegsmoderne in Österreich ist auch nach vier Jahrzehnten noch nicht ins öffentliche Bewusstsein gerückt.

Baugeschichte WIFI St. Pölten

Im Jahre 1965 wurde von der niederösterreichischen Handelskammer ein geladener Wettbewerb für den Neubau eines zentralen Lehr- und Werkstattegebäudes ausgelobt. Die Jury unter dem Vorsitz von Architekt Erich Boltenstern entschied sich 1965 für den Entwurf von Karl Schwanzer (Abb. 41). Die weitere Planung fand zwischen 1966-72 statt, wobei unter anderem Zusatzwünsche des Bauherrn und neue Grundstücksankäufe zu Änderungen und Weiterentwicklungen des Ursprungsentwurfs führten. Das im Wettbewerb als liegender Quader gedachte Internat wurde nun abge-

zer angedachte Erweiterung des Institutsgebäudes in Form einer Aufstockung durch Architekt Reinhard Pfoer durchgeführt. (Abb. 41) 1999 fand ein Wettbewerb für den sogenannten „Kopfbau“ statt, wobei der Siegerentwurf von Architekt Domenig verwirklicht wurde. Im gleichen Jahr wurde der signifikante Internatsturm abgebrochen. Die jüngste Baumaßnahme ist ein Technikzentrum. Der Wettbewerb wurde 2011 von AWG Architekten gewonnen und ist derzeit in Bau.

1972 besaß das WIFI St. Pölten eine Nutzfläche von ca. 27.000 m² für Lehrsäle, Werkstätten, Verwaltung und ein Internat und beherbergte insgesamt ca. 1.600 Personen. In den Räumlichkeiten werden theoretische sowie praktische Vorbereitungs- und Fortbildungskurse sowie Meisterprüfungen für rund 70 unterschiedliche Berufsgruppen abgehalten. Auf Grund des

hohen Anteils an Schwerwerkstätten wählte Schwanzer die Typologie des Flachbaues. Dieser ist in drei Teile gegliedert: der kammartige, nördliche Teil für Feinwerkstätten, der südliche für Grob- und Schwerwerkstätten und der zentrale Teil für Mittelwerkstätten mit darüber liegenden Lehrsälen und dazwischen liegenden Pausenhöfen. Zwischen den Lehrsälen und dem Veranstaltungszentrum als östlichem Abschluss des Komplexes befinden sich die Verwaltungsräume.³

Material als Medium

Der Sichtbetonbau mit Anklängen an „beton brut“ besitzt im Inneren eine differenzierte Materialität: Neben dem „redwoodfarbenen“ Fichtenholz kommt weißgrauer Marmor, Glas und wiederum Sichtbeton vor. In seiner Publikation zum WIFI St. Pölten schreibt Schwanzer: „Die Benützer ... sind in den meisten Fällen...aus hand-

Stahlbeton mit Sichtbetonoberfläche bot die Möglichkeit eines lebendigen Gestaltens.“⁴

Denkmalschutz

Im Jahre 1999 war der gesamte Komplex noch nicht denkmalgeschützt, also zu jenem Zeitpunkt, als der 18-geschoßige, die Stadtsilhouette prägende Internatsturm abgebrochen wurde. Die eigentümliche Begründung für die Abbruchgenehmigung dieses Turmes ist in der österreichischen Kunsttopographie folgendermaßen beschrieben: „Für das Gebäude existiert eine Abbruchgenehmigung, da eine fachgerechte Sanierung des stark beschädigten Sichtbetons – nach Aufbringung einer neuen Beschichtung – zu einem Verlust der architektonischen Bedeutung des Hochhauses führen würde und dessen authentische künstlerische Wirkung somit nicht mehr erhalten werden kann.“⁵

Karl Schwanzer, das dank seiner Qualität und seiner Originalität zu den großen architektonischen Leistungen der Nachkriegszeit in Österreich gehört [...]. Die Verluste wie der Internatsturm werden teilweise durch die gute bis sehr gute Erhaltung des Inneren kompensiert, die für einen Bau dieser Zeit alles andere als selbstverständlich ist und schon für sich das bemerkenswerte Zeugnis einer selten gewordenen Baukultur darstellt.“⁶ Die letztlich erfolgte Unterschutzstellung eines der Hauptwerke von Architekt Karl Schwanzer ist nun die Basis für die zukünftige Erhaltung und Restaurierung dieses wichtigen Denkmals der Nachkriegsmoderne.

*DI Dr. techn. Karl Langer
Architekt Dipl.-Ing., Vizepräsident von
Docomomo Austria*

① www.docomomo.at

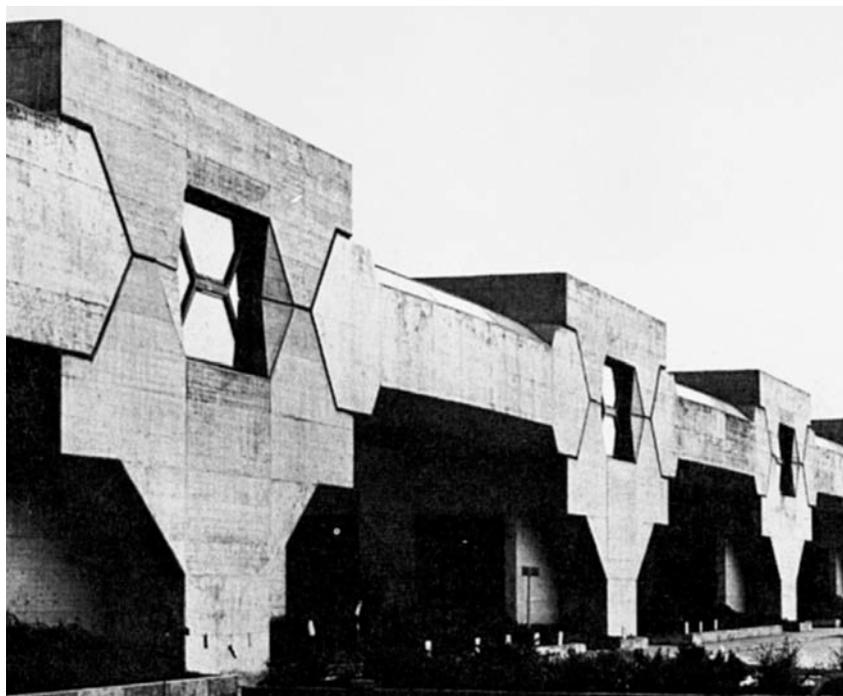


Abb. 42 (li.): Besuchergang mit Einblick in die Werkstätten als skulpturale Großform (Foto 1972); Abb. 43 (re.): 18-geschoßiges, turmförmiges Internat, wurde 1999 abgebrochen (Foto 1972)

werklichen Gewerbebetrieben Niederösterreichs, in denen vielfach noch das Empfinden für materialgerechtes Gestalten und Verarbeiten wach ist. Aus dieser Erkenntnis wurde zusammen mit einer werksgerechten Materialauswahl bei der Baugestaltung angestrebt, die im sogenannten anonymen Bauen noch lebendige Plastizität eines künstlerischen Gesamtbildes mit den... entsprechenden Baumethoden zu erreichen. Das monolithisch gegossene und plastisch gestaltete Bauwerk aus

Die Einmaligkeit und Bedeutung des WIFI St. Pöltens innerhalb der Nachkriegsmoderne in Österreich führte letzten Endes trotz aller oben genannten Veränderungen 2013 zur Unterschutzstellung. Für Norbert Huse strahlt dieses Gebäude noch immer seine ursprüngliche Kraft aus: „Auch in seinem heutigen, geschichtlich geprägten Zustand ist der Bau in der Konzeption wie in der Ausführung [...] ein unverwechselbarer und deshalb unverzichtbarer Teil des Œuvres von

Anmerkungen

- ¹ Leonie Manhardt (Hg.): Drei Bauten. Wien-New York, Springer 2005, S. 117f
- ² WIFI St. Pölten Wettbewerbspläne: Nachlass – Archiv Karl Schwanzer
- ³ Modul, Werkbericht Atelier Professor Karl Schwanzer, 5. 1972, S 6ff
- ⁴ Modul, Werkbericht Atelier Professor Karl Schwanzer, 5. 1972, S. 21
- ⁵ Österreichische Kunsttopographie St. Pölten, Band LIV, 1999, S. 440
- ⁶ Norbert Huse, Gutachten WIFI St. Pölten [unveröffentlicht], 2012, S. 21

Der Hafnerriegel - das legendäre Studentenheim ist Geschichte

Nach dem Verkauf des Studentenheims Hafnerriegel an der gleichnamigen Straße im Grazer Jakomini-Viertel im Jahr 2010 an die Investorengruppe Alpha Tower und mit dem Baubeginn im Juli 2013 endete ein zweieinhalbjähriges Bemühen um den Erhalt des „Erstlings“ der Grazer Schule.

Der neue Investor errichtet mittels steirischer Wohnbauförderung leistbare Wohnungen und ein Penthouse. Neben der thermischen Sanierung der Fassade wurde die Außentreppe abgebrochen.

Das Bundesdenkmalamt hat das Verfahren zur Unterschutzstellung im Herbst 2012 eingestellt, nach dem es, ohne weitere Gutachten zu beauftragen, der Argumentation des Gutachters seitens des Eigentümers gefolgt ist. Dieser hatte eine wirtschaftliche Unrentabilität der Sanierung der Fassade und der charakteristischen Freitreppe aus Sichtbeton attestiert.

Der Hafnerriegel – Opus Magnum der Werkgruppe

Das Studentenheim Hafnerriegel (1961-64) gilt heute zusammen mit der Terrassenhaussiedlung in Graz-St. Peter (1965, 1972-78) als Opus magnum der Architektengemeinschaft Werkgruppe Graz (Eugen Gross, Friedrich Gross-Rannsbach, Werner Hollomey und Hermann Pichler). Die Werkgruppe Graz formierte sich aus den Zeichensälen der Technischen Universität Graz heraus und zählt zu den Vertretern der „Grazer Schule“. Diese ist mit ihren utopischen Anfängen, ihrem experimentellen strukturalistischen Ansätzen, ihrem gesamtgesellschaftlichen Anspruch, ihrer expressiven, revolutionären Aufbruchstimmung und sozialen Haltung heute Inbegriff der österreichischen Nachkriegsmoderne. „Die soziale und raumkonzeptionelle Innovation“ beim Hafnerriegel ist laut Simone Hain¹ ein Merkmal „der sich ankündigenden Bewegung zu architekturensprachlich immer freieren For-

men, mit der die Grazer Schule ab Ende der sechziger Jahre international große Furore machen wird.“

Der Hafnerriegel war Synonym der studentischen Selbstbestimmung. Die 1958 von der Österreichischen Hochschülerschaft eigens gegründete

schaften angeordnet, die sich versetzt windmühlenförmig im Uhrzeigersinn um einen Stiegenhauskern nach oben drehten.

Damit wurde das bis heute geprägte kollektivistische Ideal des studentischen Wohnens in einer Wohngemeinschaft vorweg genommen. Das Wohnheim verfügte zudem über eine Reihe an Gemeinschaftsräumen, über Zeichensäle, eine Bibliothek, eine geräumige Halle und diverse Klubs.

Noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet ist der kulturanthropologische Anteil, den die akademische, multikulturelle Bewohnerchaft am demokratischen Aufbruch der 1960er Jahre hatte. Legendär sind bis heute die Partys und die Fußballspiele in der „Gruabn“, dem Sportplatz von SK Sturm, auf die man freie Sicht hatte und bei denen sich die Studenten am Dach und auf der Außentreppe drängten.

Diese markante skulpturale Treppe, eine weithin sichtbare Landmark, war in jedem vierten Geschoss angebunden und aufgrund der verschärften Brandschutzbestimmungen notwendig. Die patentierte vorgehängte Betonplatten-Fassade mit einer die Temperaturschwankungen aufnehmenden Hängekonstruktion diente während der Bauphase als Schalung für den in gerüstloser Gleitbauweise errichteten Stahlbetonbau.

Die Grundrisstypologie, die designte Inneneinrichtung, die skulpturale Freitreppe, die patentierte Fassade und die bautechnische Leistung machten den Hafnerriegel zu einem baukulturellen und schützenswerten Unikat.



Abbildung 44: Studentenheim, Am Hafnerriegel 53, Graz, Ansicht von Nordwest (Foto etwa Mitte der 1960er Jahre)

Österreichische Studentenförderungstrat als Bauherr auf und errichtete mit dem Hafnerriegel das erste Wohnheim ohne Geschlechtertrennung für rund 360 Studierende. Die Grundrisstypologie des 19-geschossigen Hochhauses, von Architekten entwickelt, die eben noch selbst Studenten waren, orientierte sich nicht mehr an dem international üblichen Hoteltypus, sondern zeigte gemeinschaftsbildende Wohngruppen, bestehend aus fünf Einbett- oder drei Zweibettzimmern. Im quadratischen Grundriss waren je vier Wohngemein-

DI Petra Kickenweitz
Architektin und Journalistin

Anmerkungen

¹ Simone Hain, Studentenwohnheim Hafnerriegel: Der Erstling der „Grazer Schule“, 21/10/2010, erschienen im Onlineportal GAT, <http://www.gat.st/news/studentenwohnheim-hafnerriegel-der-erstling-der-grazer-schule>

Das Forschungs- und Rechenzentrum (FRZ) der VOEST-Alpine in Leoben

1968 wurde mein Büro von der Baudirektion der Österreichischen Alpine-Montan-Gesellschaft in Leoben mit der Planung eines Forschungs- und Rechenzentrums (FRZ) beauftragt. Der Bauplatz am Peter-Tunner-Platz 15 im Zentrum der Stadt Leoben ergab sich aus mehreren Studien. Der Entwurf wurde durch die städtebaulichen Rahmenbedingungen des Bauamtes Leoben, dem Plan, Raumreserven für die Zukunft vorzusehen und die aus bauphysikalischen Gründen notwendige strikte Trennung der einzelnen Funktionsgruppen bestimmt. Im Nordtrakt befand sich die Metallprüfung, eine langgestreckte Werkshalle, im südlichen Bauteil das Rechenzentrum, im Westteil die Labors, und die Verbindung zur bestehenden Baudirektion war im östlichen Teil untergebracht. Im Zentrum schließlich entstanden als mehrgeschöbiger, pilzförmiger Baukörper die Büros in drei abgehängten Geschossen, ein weiteres für den späteren Bedarf war vorgesehen. Der experimentelle Charakter des Baues wurde durch die Wahl des Materials für alle konstruktiven Bauteile und durch Fassadenelemente, die zukünftig Solarelemente aufnehmen können, unterstrichen. In die Gestaltung der Fassade wurden auch Funktionen für die Reinigung, Reparatur und Flucht einbezogen. Daraus ergab sich die charakteristische Erscheinungsform dieses Gebäudes, wobei das von uns entwickelte Fassadensystem in Corten-Stahl durch dessen Farbe noch betont wurde. Das Gebäude wurde 1973 seiner Bestimmung übergeben. 1975 wurde das Gebäude mit dem Europäischen Stahlbaupreis ausgezeichnet und später unter Denkmalschutz gestellt.

Durch die Fusion mit der Voest Linz entstand die Voest-Alpine AG, und einige wesentliche Funktionsgruppen wurden nach Linz und Wien verlagert. In den folgenden Jahren veränderte sich die Nutzung des Gebäudes durch Einmietungen anderer Firmen sowie der Montanuniversität. Es folgten Jahre der provisorischen Nutzung, und 1994 wurde das FRZ an einen Immobilienabwickler verkauft. Auf der Suche nach einer sinnvollen Verwertung ergab sich nach langen Verhandlungen, dass die Montanuni-

versität das Gebäude für die Einrichtung der neuen kunststofftechnischen Institute anmietet, mit der Option, es zu kaufen. Die notwendigen Umbau- und Sanierungsmaßnahmen führten zu einer längeren Auseinandersetzung über die zukünftige Erscheinungsform. Einerseits versuchte

schläge wurden Stück für Stück abgelehnt, und das Ergebnis war die Billigvariante einer glatten Standardausführung. Selbst mein Wunsch, die Farbgebung dem Original anzupassen, wurde negiert. Dazu kam, dass meine Position dadurch noch erschwert wurde, dass das Bundes-



Abb. 45 (o.): Das Forschungs- und Rechenzentrum in den 1970er Jahren: Ein markantes Bauwerk mit Corten-Stahl-Fassade; Abb. 46 (li): Dasselbe Gebäude heute, nach dem Umbau: Glatte Standard-Fassade und Verlust des unverwechselbaren Baucharakters



ich durch meine Einbeziehung in die Planung den Charakter des Gebäudes möglichst zu erhalten, andererseits war der Bauherr daran interessiert, vor allem die Fassadensanierung möglichst einfach und billig durchzuführen. Ich arbeitete eine große Zahl von Vorschlägen aus mit dem Schwerpunkt, die Fassade zur Energiegewinnung durch Photovoltaik-Elemente aufzuwerten und dadurch auch in ihrer ursprünglichen Erscheinungsform zu erhalten. Diese Vor-

denkmalamt, auch hier wieder auf Betreiben des Bauherrn und des zukünftigen Mieters, den Objektschutz des Gebäudes in einen schwächeren Ensembleschutz änderte. Die Möglichkeit meines Entwurfskonzeptes, ein viertes Geschoss abzuhängen, wurde realisiert, aber auch hier wurden meine Vorschläge der Fassaden- und Baukörpergestaltung abgelehnt.

Das FRZ war für mich mein wichtigstes Bauwerk, das auch allgemein als wesentlicher Beitrag zur neuen Architektur in Österreich nach dem Kriege zählt. Dieser Anspruch ist leider nur mehr Geschichte....

Eilfried Huth
Architekt des FRZ

Das Haus Dellacher von Raimund Abraham in Oberwart

Bedrohte Moderne Burgenland

Seit Dezember 2013 gibt es in Eisenstadt eine Architekturgalerie. Der Verein Architektur Raumburgenland, einer der Stifter der Architekturstiftung Österreich, will mit der Architekturgalerie contemporary in Zukunft unterschiedliche Aspekte der Baukultur im pannonischen Raum thematisieren. Bereits die Eröffnungsausstellung beschäftigte sich mit einem heißen Eisen,

ditsch den deprimierenden und beschämenden Ist-Zustand des bedrohten Abraham-Hauses. Die versammelten Stimmen von Journalisten und Architekturkritikern über das Haus Dellacher beweisen, dass es schon seit Jahren kritische Meinungen gibt, die den fahrlässigen Umgang mit diesem unwiederbringlichen Wert anklagen. Was aber tun mit den vielfach unterschätzten Objekten des 20. Jahrhunderts?

dieser in Österreich entwickelten Theorie wenig bewusst. Darauf wurde unterschiedlich reagiert: Walter Pichler und Hans Hollein blieben in Österreich und konnten jahrzehntelang nichts bauen, Raimund Abraham und Friedrich St. Florian gingen nach Amerika und wollten jahrzehntelang nichts bauen. Abraham folgte seinem Kollegen St. Florian in die USA, nachdem ihn dieser einlud, an der Rhode Island School of Design eine kleine Ausstellung zu zeigen. Bald bekam Abraham eine Professur angeboten. Allerdings riss damals die Verbindung mit der alten Heimat nicht ab: Abraham entwarf in diesem ersten Jahr in Amerika das Haus, das heute noch unverändert in Oberwart steht. Auch für die Genese dieses Hauses waren Bücher entscheidend. Bereits ein Jahr vor Abrahams Buch erschien der Bildband *Le Fontane di Roma*, ausgestattet mit Fotos eines jungen, österreichischen Fotografen namens Max Dellacher. Dellacher war ein Jugendfreund von Raimund Abraham aus Osttiroler Tagen, der damals bei einem Oberwarter Fotografen arbeitete und sich dort in dessen Tochter verliebte. Als der polyglotte Max Dellacher - sicherlich bestärkt durch den internationalen Erfolg seines Buches - beschloss, in einem idyllischen Tal abseits von Oberwart ein Haus zu bauen, wandte er sich daher an seinen Jugendfreund Raimund Abraham. Es kamen in Folge mehrere Jahre lang Pakete mit Skizzen und Zeichnungen aus Rhode Island nach Oberwart, die vor Ort vom Architekten Rudolf Schober zu Bauplänen umgearbeitet wurden.

Das Haus ist urban im Ausdruck, aber rural in der Haltung: ein überzeugender Wurf eines Osttirolers. Es steht auf einem riesigen Grundstück mit optisch ungestörtem Blick auf die Landschaft, allerdings heute schwer beeinträchtigt durch den Lärm der nahe gelegenen Bundesstraße. Es ist ein einfacher Bau, weiß verputzt, dunkle Holzfenster, Stiegen aus Stein, Fußböden aus Lärchenholz, viele Einbaumöbel mit amerikanischen Drehknöpfen. Diese Einfachheit schöpft zwar aus einer lokalen Tradition, aber eben nicht nur: Viele weitere Interpretationsschichten sind inhärent und werden wohl bei weiterer Beschäftigung mit dem Haus freigelegt werden können.

Im Haus Dellacher lassen sich mindes-



Abbildung 47: Haus Dellacher von Raimund Abraham in Oberwart

nämlich dem drohenden Untergang des denkmalgeschützten Hauses Dellacher von Raimund Abraham in Oberwart. Dieses Haus Dellacher ist ein überaus wichtiges, bedeutungsvolles Haus, diese Bedeutung wird allerdings – so hat man den Eindruck – deutlich intensiver außerhalb des Burgenlandes wahrgenommen als im Lande selbst. Es ist nicht einfach nur ein Haus, sondern eine international bekannte und geschätzte trademark für moderne Architektur auf höchstem Niveau: das Haus als Ikone, eine fremde Feder, mit der wir uns nur zu gerne schmücken.

Leider ist die Idylle bedroht. Das Gebäude steht seit längerem leer und verfällt langsam. Abriss droht. Die Ausstellung zeigte in eindrucklichen Schwarz-Weiß Fotos von Rainer Scho-

Jugendwerk eines Architekten

Eigentlich ist dieses Haus ein Jugendwerk. Raimund Abraham (+ 2010) war im Jahr 1964, als er Österreich verließ, erst 31 Jahre alt. Bereits ein Jahr zuvor erschien sein Buch *Elementare Architektur*, kurz nach Roland Rainers *Anonymes Bauen: Nordburgenland* und kurz vor Bernard Rudofskys *Architecture without Architects*, aber lange vor Robert Venturis *Complexity and Contradiction in Architecture* (1966). Man könnte also behaupten, dass im damaligen kritischen Österreich die postmoderne Theorie von den Grundlagen der Architektur in den Tiefenschichten des gewöhnlichen Bauens entstanden ist. Unglücklicherweise war den damaligen Lesern die weit reichende Bedeutung

tens vier Entwurfsprinzipien finden: Erstens eine Interpretation des traditionellen burgenländischen Haustypus, offensichtlich unter dem Einfluss von Elementare Architektur. Das zweite Prinzip beruht auf einer asiatischen, durch die Philosophie des Zen inspirierten Architektur. Der Essraum etwa verweigert den (vorhandenen) Ausblick in das Tal, sondern bekommt als Prinzip der Verinnerlichung Licht von oben. Am Ende der Terrassenlandschaft befindet sich ein Essigbaumhain, der aufgrund seines Umfangs sicherlich aus der Bauzeit stammt und Teil des komplexen Gesamtprogramms war. Der dritte Aspekt betrifft den Raumplan von Adolf Loos. Besonders deutlich wird dies neben der

Wie geht es also weiter?

Das Haus steht mittlerweile zwar unter Denkmalschutz - Zeichen einer ambivalenten Wertschätzung - aber eine tief greifende Analyse des Hauses steht noch aus. 2014 wird ein vom Architektur Raumburgenland herausgegebenes Buch erscheinen, das zehn wichtige Häuser der Moderne im Burgenland – und darunter selbstverständlich auch das Abraham-Haus – umfassend würdigen wird. Das Architekturzentrum Wien übernimmt derzeit den Nachlass von Raimund Abraham aus New York, der Nachlass wird inventarisiert. Die Eigentümerin des Hauses – eine Bank – hat nun, nachdem das Haus seit vielen Jahren leer

stand und nicht zugänglich war, einen Konsulenten beauftragt, um die mittlerweile stark sichtbaren Schäden zu sanieren und das Haus so für einen potentiellen Käufer aufzubereiten, so sich einer finden wird.

Vielleicht sollte man aber auch darüber nachdenken, das Haus Abraham mit anderen wichtigen, ebenfalls gefährdeten Objekten der Moderne im Burgenland wie dem Bildhauerhaus St. Margarethen, dem Rainer-Haus, dem Bertoni-Haus etc. zu einer Art National Trust der Moderne zusammenzufassen und so für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, wie dies in England seit Jahren mit großem Erfolg geschieht. Wenn schon die burgenländischen Strukturen des 19. Jahrhunderts leichtfertig zerstört wurden, warum können dann nicht wenigstens die Highlights des 20. Jahrhunderts erhalten werden? Die Moderne ist zwar Fragment geblieben, aber, so Raimund Abraham: „Jedes Fragment hat seine eigene Ausstrahlung.“ Der Verein Architektur Raumburgenland wäre jedenfalls bereit, für Land und Bund die Grundlagen und Konzepte für solch eine Initiative zu liefern.

*Dr. Klaus Jürgen Bauer
Architekt und Publizist*

Literatur

Bedrohte Moderne Burgenland: Am Beispiel Haus Dellacher von Raimund Abraham. Mit Textbeiträgen von Klaus-Jürgen Bauer, Roland Pittner, Franz Bruckner, Matthias Bockel und Christian Reder. Katalog zur Ausstellung im Architektur Raumburgenland, Eisenstadt 2013



Abb. 48: Entworfen in den USA: Urbane, regionale und sogar asiatische Einflüsse

Raumbehandlung mit Ebenensprüngen etc. in den nischenartigen, holzverkleideten Einbauten, die deutlich auf diesen Wiener Einfluss verweisen. Das vierte Prinzip wiederum verbindet sich mit dem ersten: Aus dem Wunsch nach dem Elementaren wird die für das spätere Œuvre typische, kubistische Volumetrie, eine „Idealsprache des Geometrischen“, wie Abraham sich ausdrückt. Das Haus Dellacher von Raimund Abraham ist eine Landmark der zeitgenössischen Architektur, die überraschend intakt ist – mit allen wesentlichen Außenanlagen, Lampen, Möbeleinbauten, Beschlägen. Wie viele guten Dinge ist es gefährdet: Das Haus steht leer, es ist zu verkaufen.



Abb. 49.: Leerstehend mit starken Schäden trotz Denkmalschutz

Haus Rudofsky in Frigiliana (Spanien) – Bauen ohne zu zerstören

Der aus Mähren stammende und in Wien aufgewachsene Architekt Bernard Rudofsky (1905 – 1988) hat als Architekturtheoretiker internationale Bekanntheit erlangt. In seinen Forschungen unterzog er den Lebensstil der westlichen Welt einer kritischen Prüfung und orientierte sich an außer-

Das Bauwerk in Frigiliana ist ein Manifest, an dem man das tägliche Leben von Bernard und Berta Rudofsky erfahren kann: eine archaische Lebensart, die die Möglichkeit, sich von der Welt zurückzuziehen, garantiert. Das Haus hat keine Adresse, die Straße ist ohne Namen, es gibt kein Radio, Fern-

von ihnen wählen als Bauorte wahrhaftige Adlerhorste – wie Machu Picchu, Monte Alban, die Klöster am Berg Athos, um die Berühmtesten zu nennen.“⁴

Das Haus wurde so entworfen, dass die Olivenbäume, die Pinien und ein Johannisbrotbaum geschützt wurden. Der Johannisbrotbaum wurde mit einer L-förmigen Mauer umgeben, die eigene Öffnungen für die einzelnen Äste besitzt. Das Projekt berücksichtigte sogar die Felsen und „lehnt die besonders von den Zugezogenen sehr geschätzten vorstädtischen Eigenschaften ab: künstliche Wiesen, Gartenbeete, Hecken, Bögen, Gitterwerke und Einfassungen“.⁵ Die verschiedenen Teile des Hauses passen sich dem Südhang an. Trotz des unebenen Terrains ist die Anlage an einer Längsachse gebaut, damit alle Einheiten und das Zimmerniveau einen geraden Weg bilden, der sich ohne Unterbrechungen zwischen den Räumen und ohne Flure erstreckt.

Mittelpunkt des Hauses ist ein weiter Bogengang, der vor der Hügellandschaft wie ein richtiges Wohnzimmer im Freien steht. Der Schlaf-, Bad- und Terrassenbereich befindet sich links davon, Wohnzimmer, Küche und Essbereich samt Triclinium (Speiseliège) an der rechten Seite. Zu dieser Längsachse steht rechtwinkelig eine im Zick-Zack geführte Pergola mit 34 Säulen, deren Silhouette vom felsigen Gelände und den vorhandenen Bäumen bestimmt ist. Diese Pergola-Strecke führt über den Abhang bis zum Schwimmbad, das in den felsigen Boden gegraben wurde. Der Terrakotta-Fußboden ist ein Element der Kontinuität zwischen Innen und Außen, denn auch für die äußeren Wege wurde dasselbe Material verwendet.

Wie Rudofsky selbst sagt, ist das Haus innen ohne Ansprüche und einfach eingerichtet. Es gibt wenige Möbel, man sitzt auf Bänken und Hockern, die einzigen Stühle – als Hommage an seinen Freund Charles Eames – sind als Skulpturen und nicht als Einrichtung aufzufassen. Die Wände sind weiß, die Regale und Arbeitsflächen in Küche, Bad und Arbeitsraum sind in der regional verbreiteten Tabique-Technik ausgeführt.

Der Respekt vor dem Vorgefundenen, dem Terrain und der lokalen Bautradition charakterisieren dieses Bauwerk



Abb. 50: Blick auf die Casa Rudofsky, unterhalb das originale Schwimmbaden mit der später angebauten Sonnenterrasse (Foto 2012)

europäischen Kulturen sowie der anonymen Architektur. Als er in den 1930er Jahren seine Architekturüberlegungen in einer Serie von Artikeln im „Domus“ veröffentlichte, beobachtete er, dass Kleidung, Ernährung und Architektur gleichermaßen Aspekte ein und desselben Themas sind. Er distanzierte sich von gängigen architektonischen Theorien und richtete seine Forschung an einer Serie von Planthemen aus, die in seine Behauptung mündeten: „Keine neue Bauweise, eine neue Lebensweise tut not!“¹

Das Haus Rudofsky in Frigiliana bei Nerja (Andalusien) wurde 1969 von Bernard Rudofsky entworfen und zwischen 1970 und 1971 unter seiner Bauaufsicht errichtet. Sein Freund und Kollege José Antonio Coderch y Sentmenat half ihm bei der Genehmigung der Baupläne. Bernard und seine Frau Berta verbrachten dort die Sommerzeit, um der anstrengenden beruflichen Tätigkeit sowie der Unruhe von New York, wo sie die Winterzeit verbrachten, zu entfliehen.

Das Haus ist eines der wenigen Werke von Rudofsky, die ausgeführt wurden.

sehen und Telefon. Ein Feldweg führt zum Haus und endet vor der Garage. In diesem Projekt wird die Lebens- und Bauart der aktuellen westlichen Kultur kritisiert, die nicht mehr weiß, was Lebenskunst ist, beginnend von der Einrichtung bis zur Zubereitung der Speisen, der Art des Essens, Schlafens und Waschens. Das Haus ist das Produkt seiner architektonischen Konzeption, aber gleichzeitig „mitgestaltet durch die umliegende Landschaft“.² Es passt sich dem überwiegend felsigen Boden an und versucht das natürliche Profil der Umgebung nicht zu verändern. Man soll darauf verzichten, „die Bäume zu schneiden und den Boden einzuebnen“³, schreibt Rudofsky. „Man kann viel von der Architektur, die noch nicht eine Expertenkunst geworden ist, lernen. Die in Zeit und Raum unbedeutenden Bauherren zeigen eine bemerkenswerte Gabe, ihre Werke der natürlichen Umgebung anzupassen. Anstatt die Natur zu „erobern“, so wie wir es handhaben, akzeptieren sie gern die klimatischen Gegebenheiten und die Unebenheiten des Bodens. [...] Die Mutigsten

und verweisen auf die Architekturtheorie Rudofskys: Diese wurzelt einerseits in der Lebensreform-Bewegung, mit der Rudofsky während seiner Aufenthalte in Berlin und Wien in Berührung kam, und achtet andererseits das Leben als Harmonie zwischen den Freuden des Körpers und des Geistes, wo das spartanische Maßhalten mit dem sybaritischen Überschwang verschmelzen.

Rudofskys spielerische Haltung zeigt sich deutlich in den Skizzen für Häuser am Mittelmeer, in Brasilien und in den Planungen für sein Haus in Long Island. Darin kommt die Freude zum Ausdruck, in einem Garten zu wohnen, wo die Bereiche im Freien genauso einen Platz zum Leben darstellen wie Innenräume. Rudofsky hat es so gesagt, dass die Essenz des Hauses in einem

Bereich unter freiem Himmel besteht: "Der Garten eines hervorragend geplanten Hauses muss es möglich machen, dort zu arbeiten und zu schlafen, zu kochen und zu essen, zu spielen und sich auszuruhen."⁶ Diese Idee eines Hauses wird am besten vom Wort "Paradies" beschrieben, wie Rudofsky sagt: Dieses kommt aus dem Persischen und bedeutet "Garten der Freude, eingefasst mit einer Mauer".⁷

Erhaltungszustand

In Folge der Renovierungsarbeiten des heutigen Besitzers hat der Verwaltungsrat von Andalusien beschlossen, das Haus in Frigiliana unter Schutz zu stellen. Bei den 2009 erfolgten Bauarbeiten "wurde die Aussage des Hauses verändert, was eine Unterschutzstellung notwendig macht", wie man im Boletín Oficial de la Junta de Andalucía liest.⁸

Angesichts der wenigen Werke Rudofskys hat die Generaldirektion der Kulturgüter infolge einer internationalen Petition⁹ durch einen Entschluss vom 27. Juli 2009¹⁰ das Verfahren zur Aufnahme des Hauses Rudofsky in Frigiliana in den Generalkatalog der historischen Denkmäler Andalusiens eingeleitet.

Die Veränderungen am Haus sind scheinbar nur gering: Die "L"-Wand wurde abgerissen, nachdem der Johannisbrotbaum abgestorben war. An

ihrer Stelle wurde eine Aussichtsterrasse gebaut. Neben dem Schwimmbad wurde eine Sonnenterrasse errichtet. Neben der Küche, im Bereich des Tricliniums, wurden ein Waschraum und ein Depot für Gasflaschen eingerichtet. All dies ist wenig im Vergleich zu den starken Veränderungen



Abb. 51 u. 52.: Rückseite der Casa Rudofsky: Schlichtes Bauen mit regionalen Formelementen und Architektur, die sich als Teil des Gartens in die Landschaft einfügt

der Umgebung, die nicht wiederzuerkennen ist. Eine Vielzahl von kleinen Villen, Einebnungen, Gärten und Mauern haben die natürliche Schönheit der Umgebung ruiniert. Auch ist die Sicht auf die Olivenbäume und die Hügel Landschaft gleich hinter den Einfassungen nicht mehr möglich. Die Idee der einfachen und natürlichen Lebensart, wie sie von Bernard und Berta Rudofsky gelehrt wurde, hatte kein Glück. Das Haus, das Gedankenmanifest Rudofskys, ist für ein 'normales' Leben in der derzeitigen westlichen Zivilisation ungeeignet. Es muss sich nun der konventionellen Lebensart, die wir alle akzeptieren, anpassen, wo die täglichen Tätigkeiten von Einrichtungsgegenständen und Haushaltsgeräten bestimmt werden. Ein Leben bestimmt durch Regeln, denen wir uns nicht entziehen und gegen die wir nicht rebellieren. Wir essen um einen Tisch sitzend, bei geschlossenen Fenstern und laufender Klimaanlage, anstatt im Freien verteilt auf einem Triclinium liegend.

Welches Schicksal wird dieses Haus treffen? Wahrscheinlich wird es zu einer sehnsüchtigen Erinnerung für die Nachwelt, eine zu Mauern gewordene Geschichte darüber, wie wir gelebt haben, wie wir hätten sein können, und wie wir dann aber geworden sind. Eine Metapher des Fortschritts. Eine Lehre. Diese Lehre, die Rudofsky hart-

näckig Jahrzehnte lang wiederholt hat, und die dennoch immer ignoriert wird, so wie die anonymen Architekturen, die er studiert und so geliebt hat.

Ugo Rossi
Architekt, Universität Venedig



Anmerkungen:

- ¹ Bernard Rudofsky, "Non ci vuole un nuovo modo di costruire, ci vuole un nuovo modo di vivere", Domus n. 123, marzo 1938.
- ² Bernard Rudofsky, "Vivienda en Nerja", Arquitectura (Madrid), n. 206-207, 1977.
- ³ Bernard Rudofsky, "Vivienda en Nerja", Op.cit.
- ⁴ Bernard Rudofsky, Architecture without Architects: A short introduction to non-pedigreed architecture, The Museum of Modern Art, New York 1964.
- ⁵ Bernard Rudofsky, "Vivienda en Nerja", Op.cit.
- ⁶ Bernard Rudofsky, "The Conditioned Outdoor Room", in Behind the Picture Window, Oxford University Press, New York 1955, p. 157.
- ⁷ Bernard Rudofsky, "Der Wohltemperierte Wohnhof", Umriss 10, 1/1986, p. 5.
- ⁸ BOJA Nº 159, el 17 de agosto de 2009, p. 50.
- ⁹ Petition for Bernard Rudofsky's "La Casa" (1970-1971) as a Cultural Landmark, MAK Vienna 2006/2007, http://peternoever.mak.at/html/10/p_10_19.pdf.
- ¹⁰ BOJA Nº 159, Op.cit.

Das Österreichische Verkehrsbüro von Hans Hollein

**Opernringhof, 1010 Wien,
Opernring 1-5**

In den 1960er-Jahren begann die Euphorie über den Wiederaufbau des kriegszerstörten Wien deutlich nachzulassen. Am Beispiel der Neubauviertel war nun deutlich erkennbar, was doktrinär angewandter Funktionalismus in der Praxis bedeutete: öde Häuser, denen es an Fantasie und individueller Gestaltung mangelte, Häuser, die großstädtisches Flair und jeden Identität stiftenden Charakter für die Bewohner vermischen ließen.

Kerzengeschäft Retti am Kohlmarkt 10. Das winzige Lokal mit seiner Aluminiumfassade und den schräg gestellten kleinen Fenstern machte deutlich, was Holleins Theorien in der Praxis bedeuteten und ihn zu einem der Pioniere der Postmoderne machten. Auch die ägyptisierende Fassade des Juweliers Schullin, ebenfalls am Kohlmarkt, bewies, dass Hollein ein Meister der „architektonischen Inszenierung“ war, wie die „Süddeutsche Zeitung“ schrieb. Die Reaktion in Wien blieb trotzdem kühl, große Karriere machte Hollein zunächst im Ausland, etwa durch

der großzügigen Halle, vergoldete Palmen sollten den Besucher in die rechte, buchungsfreudige Urlaubsstimmung versetzen. Mehrfarbige Steinböden, Sitzbänke in Hockerform, eine in Metall ausgeführte, lässig geschlungene Vorhangdraperie und ein Pavillon machten verständlich, was Hans Hollein unter „sinnlicher Schönheit elementarer Gewalt“ verstand. Nur elf Jahre waren dem kleinen Meisterwerk eines großen Architekten gegönnt, dann verschwand es quasi über Nacht. Es hatte dem neuen Direktor des Verkehrsbüros, wie man hörte, nicht ins



Abb. 53: Urlaubsmotive in der einstigen Verkehrsbüro-Filiale von Hans Hollein: Über der Beratungstheke kreisen Adler, und jenseits einer Schiffsreling lockt ein exotischer Pavillon. Abb. 54 (re.): Stilisierte Palmen und ein antiker Säulenstumpf (rechts hinten) sollten mediterrane Assoziationen wecken

Eine Gruppe Wiener Künstler schloss sich zusammen, um gegen die „Alleinherrschaft des trivialen Funktionalismus“ anzukämpfen. Ihr trat Hans Hollein bei, ein Schüler des Stararchitekten Clemens Holzmeister. Holleins Grundsätze lauteten: „Sinnliche Schönheit elementarer Gewalt“, „Wir müssen die Architektur vom Bauen befreien“, „Architekten müssen aufhören, nur in Bauwerken zu denken“. 1965 erhielt Hollein in Wien seinen ersten unabhängig ausgeführten Auftrag: das

Museumsbauten in Mönchengladbach und in Frankfurt am Main. Beendet war seine Tätigkeit in Wien deswegen nicht. Mit dem neuen „Haas-Haus“ am Stephansplatz (1986-90) und dem Media Tower am Donaukanal (2000) setzte er hier architektonische Akzente. Weitgehend in Vergessenheit geraten ist seine im Jahr 1976 ausgeführte Gestaltung der Halle des Österreichischen Verkehrsbüros im Opernringhof. Ein gewölbtes Glasdach sorgte für reichlich Tageslicht in

Konzept gepasst. Im „profil“-Interview wurde Hollein gefragt, ob er mit diesem Werk als Exponent der Postmoderne gelten kann, als der er ja gefeiert wurde. Hollein wertete das als Missverständnis. Was am Verkehrsbüro möglicherweise postmodern gewesen sei, habe mit der Zweckwidmung des Baus zu tun gehabt. Es sei darum gegangen, Assoziationen zum Reisen zu wecken.

Dr. Edgard Haider
Buchautor

Ein Schatz im Paradies - das Museum Liaunig in Kärnten

In einem Hügel zwischen Drauschlinge und Bundesstraße, etwas nordöstlich vom Ortszentrum von Neuhaus (Bezirk Völkermarkt), in einer Landschaft, die vulgo „Paradies“ genannt wird, liegt das 2008 eröffnete Museum Liaunig. Das Gebäude beherbergt das größte und kompletteste Kompendium der österreichischen Nachkriegskunst der Moderne bis ins Heute. Weiters besitzt das Museum die wohl umfassendste Sammlung afrikanischer Goldobjekte.

Architektonisch ist es „in unverwechselbarer, auch in der Verwendung industriellen Formenrepertoires unikalischer Gestaltung kongenial „weich“ in die Landschaft eingeschnitten, nein, eingebettet. Signifikant kragen die

Rampe in einen Annexraum, der die Goldsammlung beherbergt. Die 160 m lange und 13 m breite, prismenförmige Halle mit über Lichtschlitze im Deckenbereich erfolgreicher, sehr neutraler Belichtung ist in ihrer dem technischen Repertoire entlehnten Formensprache minimalistisch-zurückhaltend. Auch die adäquate Integration in die Landschaft betont, ohne Verwundungen zu hinterlassen, die Solitärwirkung des Museumsbaues, ein Faktor, der sich in zahlreichen, auch internationalen Würdigungen niederschlug.

Was die 2014/15 geplante Erweiterung - großteils unter Tage liegende Ausbauten - betrifft, so war diese bereits ursprünglich geplant und Teil der

den Hauptpreis des österreichischen Museumspreises 2011.

Als Herbert Liaunig 2006 einen zweiten, geladenen Wettbewerb mit sehr detaillierten Auflagen/Anforderungen ausschrieb, ging das Architekturbüro „querkraft“ als Gewinner hervor. Das Ergebnis des ersten Wettbewerbs war wegen diverser Probleme und aufernder Kosten ad acta gelegt worden. Planung und Realisierung entstanden in engem Kontakt und in Abstimmung mit dem Eigentümer und Bauherrn. Im Interview anlässlich ihres 15-jährigen Bürojubiläums stellten die Kollegen von „querkraft“ bezüglich des Museums Liaunig fest: „... und zu unserer großen Freude wurde dieses Projekt vor kurzem unter



Abb. 55: Liaunig-Museum in Neuhaus 41 (Kärnten): Markante Struktur, eingebettet in die Landschaft



Abb. 56: Weitläufige Innengestaltung des Museums

beiden Kopfenden der großen Ausstellungshalle aus und ermöglichen nordwestlich einen Blick auf die Drauschlinge, sowie südöstlich den Ausblick auf Schloss Neuhaus.

Trotz des „Aha“-Erlebnisses für den Betrachter ändert das nichts an der adäquaten Integrierung in die gewachsene Landschaft. Erst wenn man sich bewusst genähert hat, realisiert man den vom Zufahrtsniveau in den Hang gefügten Eingangs- und Vestibülbereich des Museums. Am verglasten Schaudapot vorbei gelangt man über eine konisch zulaufende, ansteigende Rampe in die große Kunsthalle. Schräg vis-a-vis von diesem Zugang führt eine fallende

intendierten Gesamtlösung. Aus Kostengründen war schon bei der Ausschreibung eine Ausführung in zwei möglichen Abschnitten gefordert.

Die erwähnte Unikalität und Solitärwirkung der Anlage, sowie die – auch internationalen - Bewertungen waren die Grundlage für die Unterschutzstellung dieses Bauwerkes als Denkmal, die bereits Ende 2012, also nur 4 Jahre nach der Errichtung, erfolgte. Das Bauwerk integriert sich im positivsten Sinn in die Landschaft, ohne seine Eigenständigkeit und Wertigkeit zu verleugnen, im Gegenteil, es stellt selbstbewusst Bezüge zu Ort und Raum her. In Würdigung all dieser Fakten erhielt das Museum Liaunig

Denkmalschutz gestellt. Das passiert lebenden Architekten selten bis nie.“

„querkraft“-Mitglied Jakob Dunkl stellte einmal fest: „Architektur ist nicht nur abstrakt subjektive Schönheit, sondern wirksam wie eine Behandlung oder ein Medikament.“

Im Sinne der Erhaltung sowohl der historisch bedeutenden alten, als auch der hochwertigen modernen, zeitgemäßen Architektur wünschen wir (uns), dass diese Behandlung anschlägt.

HR Prof. Dr. Axel Hubmann
Präsident von Docomomo-Austria und
ehem. Landeskonservator von Kärnten

① www.docomomo.at

WIG 64 - 50 Jahre Wiener Internationale Gartenschau

Wer heute durch den großen Donaupark im Norden Wiens spaziert, wird an einigen wenigen Stellen an die erste international ausgerichtete Gartenschau in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert. Dieser Park ist das im Vorhinein geplante Erbe der „Wiener Internationalen Gartenschau 1964“ – im Wiener Sprachgebrauch bald kurz „WIG 64“ genannt. Die Gartenschau, ausgerichtet vom Wiener Stadtgartenamt gemeinsam mit dem Bundesverband der Erwerbsgärtner Österreichs, sollte dem In- und Ausland den Stand und die Leistungen des österreichischen Gartenbaus präsentieren.

Der damalige Wiener Stadtbaudirektor Rudolf Koller brachte 1963 in der Österreichischen Ingenieur-Zeitschrift die stadtplanerische Zielrichtung der Ausstellung auf den Punkt: „Wenn Wien im Jahre 1964 die Reihe internationaler Gartenbauausstellungen nun auch zum erstenmal in Österreich fortsetzt, werden damit zugleich jene Auf-

verbauten Stadtteilen und dem Bauerwartungsland jenseits der Donau“ werden.

Mit der WIG 64 wollte man einerseits eine repräsentative Schau österreichischer Gartenbaukultur und Gartenarchitektur durchführen, andererseits plante die Stadt Wien mit dem Donaupark ein neues Erholungsgebiet für die nördlichen Bezirke. Ein weiteres Ziel war die Sanierung des städtebaulich und ökologisch belasteten Geländes, welches eine nach dem Ersten Weltkrieg entstandene, nicht genehmigte Siedlung (das sogenannte „Bretteldorf“), eine Mülldeponie (mit rund 15 Millionen Tonnen Haushaltsabfällen) und den alten Kagraner Militärschießplatz umfasste.

Die Gartenschau

Die WIG 64, an der sich 29 Nationen beteiligten, hatte ihre Tore vom 16. April bis 11. Oktober 1964 geöffnet. Zur Erschließung des weitläufigen Geländes wurden eigene Verkehrsträger

stellungsgelände durch eine eigene Schnellbahnstation und eine neu errichtete Schnellstraße am die Donau begleitenden Hubertusdamm samt vier gebührenpflichtiger (!) Parkplätze für 7.000 (!) PKW und 120 Autobusse. Die Gartenschau auf einer Fläche von knapp 100 Hektar wurde als weitläufiger Park mit zahlreichen Hallen, Pavillons, Themen-, Sonder- und Nationengärten, mit Gaststätten und diversen Vergnügungseinrichtungen gestaltet. An einem künstlichen See, dem 30.000 m² großen „Irissee“, lagen die Seebühne mit der 3.000 Zuschauer fassenden Tribüne, das Seerestaurant und ein Café. Mit der Haupthalle (6.000 m² Fläche), den vier kleinen Pavillons für Sonderschauen und fünf Zelthallen bot sich in Summe eine Ausstellungsfläche von rund 12.000 m². Im Freigelände wurde eine zusätzliche Industrieschau aufgebaut.

Den Besucherinnen und Besuchern der WIG 64 wurden unter anderem ein Rosengarten, eine Frühlings- und Sommerblumenschau, ein Stauden-, Heide-, Azaleen-, Rhododendron- sowie Dahliengarten geboten. Ein Lesegarten mit Bücherpavillon und Milchbar, ein Ausstellungskino, eine Kleingartenmusterschau und ein Schau von Fertigteilhäusern sowie

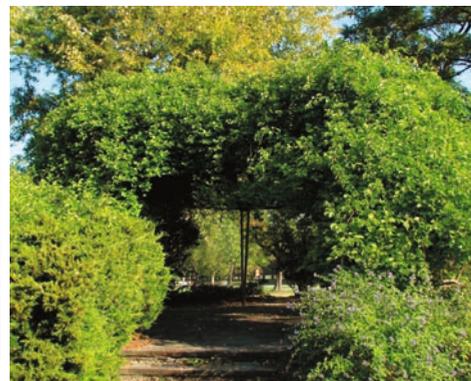


Abb. 57 (links): originale Postkarte von der WIG 64 und Abb. 58 (rechts): Reste des einstigen Lesegartens (Foto September 2011)

gaben gelöst, deren besondere Bedeutung für unsere Heimatstadt zu Beginn dieser Ausführungen unterstrichen wurde: durch den Donaupark ein städtebaulich äußerst wertvolles Gebiet zu sanieren und das notwendige Bindeglied zwischen den Bewohnern von Wien diesseits und jenseits der Donau zu schaffen, das dem Charakter der Stadt Wien als Stadt im Grünen würdig ist.“ Der Donaupark sollte „Wien an den Donaustrom bringen“ und „Bindeglied zwischen den dicht

eingesetzt: Zum einen eine Schmalspur-Liliputbahn mit 3,5 Kilometer Streckenlänge, die noch heute in Betrieb ist. Zum anderen der horizontale Sessellift mit dreieckiger Grundrissform, mit dem man die Gartenschau von oben überblicken konnte. Der 2,2 Kilometer lange Lift mit 229 Doppelsesseln wurde Anfang der 1970er-Jahre abgetragen. 25 „Rikschas“ (Dreiräder mit Zweitaktmotor) ergänzten das Mobilitätsangebot. Verkehrstechnisch angebunden war das Aus-

eine Friedhofsmusterschau ergänzten das Angebot.

An den „Gärten der Nationen“ beteiligten sich zwölf Länder aus der ganzen Welt. Zu erwähnen ist vor allem der brasilianische Garten des bedeutenden Landschaftsarchitekten Roberto Burle Marx. Im Zentrum der Nationengärten befand sich der „Platz der Nationen“, auf dem eine Plan- und Fotomontagenschau mit Arbeiten von Gartengestaltern eingerichtet wurde. Aufgrund der geographischen Lage Wiens gab

es am WIG-Gelände einen Alpengarten: Auf einer Fläche von 1.700 m² hatte man den Abhang terrassenmäßig gegliedert und die in verschiedenen Höhen liegenden Kieswege durch Holzstufen miteinander verbunden. Die einzelnen Terrassen waren durch kleine Mauern abgestützt. Auf den Terrassen standen Eternitkästchen, mit blühenden Alpenpflanzen besetzt. War eine Pflanzenart abgeblüht, wurde die Kiste gegen eine neue ausgetauscht. Die Reste dieses vom österreichischen Gartenarchitekten Karl Paul Filipky entworfenen Alpengartens wurden leider im Zuge der Wiederherstellung des Bereiches um den Rosengarten 2012/2013 komplett entfernt.

Bereits Monate vor Eröffnung wurde in den österreichischen (Fach-)Medien eine „Weltsensation“ und „Revolution im Pflanzenbau“ angekündigt: Das Turmgewächshaus des österreichischen Ingenieurs Othmar Ruthner. Das am WIG-Gelände aufgestellte 42 Meter hohe Rundgebäude diente der Produktion von Jungpflanzen, Blumen und Gemüse. Auf einem sich ständig im Umlauf befindlichen Paternoster hingen auf 282 Hängevorrichtungen 35.000 Blumentöpfe. An der tiefsten Stelle befand sich eine Tauchwanne, mit Wasser und Nährlösung gefüllt. Das Turmgewächshaus wurde nach der WIG 64 abgetragen. Die Erfindung setzte sich langfristig weder im In- noch Ausland durch, obwohl die Firma „Ruthner Industrieanlagen für Pflanzenbau GesmbH“ (Wien Leopoldstadt) noch auf der Wiener Internationalen Gartenschau 1974 in Oberlaa ein ähnliches Turmgewächshaus präsentierte.

Nachnutzung Donaupark

Nach Ende der Gartenschau wurde das Gelände 1964/1965 in die öffentlich



Abb. 59: Das einstige Seerestaurant, heute Korea Kulturhaus Österreich (Foto Okt. 2013)

zugängliche Grünanlage „Donaupark“ umgewandelt. Wie bei den meisten Gartenschauen verschwanden auch in Wien bald nach Beendigung der Ausstellung viele Schaugärten. Manche Einrichtungen wurden plangemäß im Zuge der Umwandlung in den Donaupark abgetragen, andere verfielen im Laufe der Jahre und wurden später abgetragen (zum Beispiel die Seebühne). Im Rahmen der Umbauarbeiten verwandelte man die „Gärten der Nationen“ in eine große Rasenanlage. Um diese große Lagerwiese anlegen zu können, entfernte man zahlreiche Betonmauern, Fundamente, Wasserbecken und ähnliche Einrichtungen der „Gärten der Nationen“. Heute erinnert nur mehr der „Platz der Nationen“ an dieses Areal. Der ehemalige ‚Deutsche Pavillon‘, nach der WIG 64 zu einer Vogelvoliere umgebaut, verschwand jedoch erst im Jahre 2009. Am Areal der Industriesonderschau entstand 1973 bis 1979 die Wiener UNO-City. Im Jahr 1967 errichtete man in zwei ehemaligen Ausstellungshallen das

neue Wasserbaulaboratorium der Technischen Hochschule für Strömungsversuche. Die große Ausstellungshalle diente lange Zeit als Kunsteisbahn. Heute ist das gesamte Gelände der einstigen Hallen und Pavillons mit den Hochhäusern der „Donau-City“ verbaut. Einige Gärten, wie der Heidegarten und Paracelsusgarten, sind in ihrer Grundstruktur noch heute erhalten. Aus Sicht der Denkmalpflege ist der Umgang mit dem einstigen Seerestaurant (Architekt Kurt Schlauss) positiv hervorzuheben: Es stand lange Zeit leer und diente zuletzt als Fitnesscenter. Von 2010 bis 2012 wurde der denkmalgeschützte Bau mit Unterstützung des Bundesdenkmalamtes komplett restauriert und als „Korea Kulturhaus Österreich“ adaptiert.

Dipl.-Ing. Dr. Christian Hlavac
Garten- und Landschaftshistoriker

📍 **iD-Führung: Donaupark - WIG 64**, 11.10.2014 um 10:00 Uhr



Abb. 60 (li.): Wassertreppe (seit 2013 wieder in Betrieb). Im Vordergrund der Rosengarten (Foto Okt. 2013); Abb. 61 (re.): Das Vogelhaus

Das Ende zweier historischer Bedürfnisanstalten in Wien

Teil 1: Die WC-Anlage am Hohen Markt und deren Betonverfüllung im Herbst 2013

Am 23. September 2013 standen große Betonmisch-LKWs am Hohen Markt in Wiens Innenstadt, wenige Meter neben der 1914 errichteten, im Jugendstil gehaltenen Ankeruhr, deren Kupferfiguren Wiens Geschichte darstellen. Über lange Kranarme und Schläuche wurde Flüssigbeton in eine historische Bedürfnisanstalt gefüllt, über die eine Studie der Magistratsabteilung (MA) 19 (Stadtgestaltung) im Jahr 2002 feststellte, dass die „historische Inneneinrichtung und Bausubstanz aus der Zeit des Jugendstils original und erhaltenswert“ sei.

Die Betonverfüllung zerstörte nicht nur ein historisches Bauwerk, das gemeinsam mit der Ankeruhr ein Ensemble der 1910er und 1920er Jahre bildete, sondern es starb damit auch das spannende Konzept, im Rahmen der Sanierung der Anlage die römischen und mittelalterlichen Bauten zwischen WC und Ankeruhr freizulegen und als unterirdisches Archäologiemuseum zu präsentieren.

Leider war dies kein Einzelfall: Schon im Jahr 2002 wurde am Schwarzenbergplatz an der Bezirksgrenze Landstraße/Wieden eine einst imposante Jugendstil-WC-Anlage mit Beton verfüllt, die vom Erbauer der Wiener Se-

cession, Joseph Maria Olbrich, gestaltet worden war, und deren Verfall man sehenden Auges in Kauf genommen hatte (siehe Teil 2 im nächsten Heft).

Fast nirgends mehr Originalzustand

Wien besitzt kaum noch historische unterirdische WC-Anlagen, die dem originalen Bauzustand ähneln (z.B. Graben/Innere Stadt). In vielen Fällen (z.B. Irisgasse/Innere Stadt) wurden die Bauten „dem zeitgemäßen Standard“ angepasst, was massive Veränderungen mit sich brachte.

Die ersten Pissoirs wurden in Wien 1860 errichtet. Davor gingen „Buttenmänner“ mit Kübeln durch die Stadt, in denen man die Notdurft verrichten konnte. 1884 bekam der Berliner Wilhelm Beetz (1844 – 1921) einen Vertrag mit dem Magistrat der Stadt Wien, öffentliche Bedürfnisanstalten errichten und betreiben zu dürfen. Nach mehreren oberirdischen Einrichtungen wurde 1904/05 am Graben die in der Formsprache des Jugendstils gestaltete erste unterirdische Bedürfnisanstalt Österreichs errichtet, mit Kabinen erster und zweiter Klasse.



Abb. 62 (o.): Gut erhaltene Holzeinrichtungen aus den 1910er oder 1920er Jahren
Abb. 63 (li.): Originale Holzmöblierung aus der Erbauungszeit im WC Hoher Markt (Foto 2007)



WC Hoher Markt: Unklare Datierung

Die Anlage am Hohen Markt wird in der Fachliteratur oft als „Jugendstil-WC“ bezeichnet, obwohl es zum Erbauungsdatum unterschiedliche Angaben gibt. Archäologische Quellen (zitiert auf www.roemermuseum.at) berichten, dass im Jahr 1913 „bei der Errichtung der Jugendstil-WC-Anlage vor Hoher Markt 10-11“ diverse Reste von Tribunenhäusern des Legionslagers gefunden wurden. Die von der MA 19 und einem beauftragten Architekten erstellte Projektstudie „Hoher Markt“ nennt jedoch 1926 als Baujahr, die tabellarische Auflistung von Wie-

ner Kulturgütern der MA 19 auf wien.at wiederum 1927, als die Formensprache des Jugendstils schon längst durch neue Akzente ersetzt wurde.

Der lange Weg von „original und erhaltenswert“ bis zu „kaum originales Interieur, nicht erhaltenswert“ beginnt am 18.3.1999 mit einer Begehung der Anlage durch Mitglieder von MA 19 und Bundesdenkmalamt (BDA). Es wird festgestellt, dass Geländer saniert und Fliesen im Abgangsbereich erneuert werden sollen.

Bei einer Besprechung in der Bezirksvorstehung Innere Stadt wird am 29.6.1999 eine Sanierung empfohlen. Das Objekt sei laut BDA denkmalpflegerisch wertvoll!

Am 22.2.2000 gibt es ein Meeting zum „Projekt Umbau“. Laut MA 19 und BDA sei die historische Bedeutung der Anlage so groß, dass die Umgestaltung nicht von Beamten, sondern von einem Architekten geplant werden solle. Die Vertreterin des BDA hält anschließend schriftlich fest, dass die Erhaltung der wertvollen historischen Holztüren gesichert und somit vorerst nichts weiter zu veranlassen sei.

Bei einem Planungsgespräch am 30.8.2000 mit Vertretern von MA 19, MA 48 (Abfallwirtschaft, dazu zählen auch öffentliche WCs) und dem beauftragten Architekten MMag. Dr. Emil C. Kovacic wird angemerkt, dass man bei den Arbeiten wohl auf archäologische Kulturschichten stoßen werde. Zu Jahresende 2000 werde man die Projektplanung abschließen.

Am 25.9.2000 werden gemeinsam mit Bezirksvorstehung und Stadtarchäologie die nötigen Grabungen besprochen. Um künftig Feuchtigkeitseintritt zu verhindern, seien seitliche Abgrabungen bis zum Fundament nötig, was die Möglichkeit eröffne, bisher unerforschte Teile des Hohen Markts zu ergraben. Der beauftragte Architekt präsentiert verschiedene Varianten, wie das bisherige kleine unterirdische Grabungsmuseum erweitert werden könnte, was „zu einer wesentlichen Aufwertung des Platzes im Herzen Wiens“ führen würde. Der damalige Bezirksvorsteher der Inneren Stadt findet die Konzepte „interessant“ und möchte sie weiterverfolgen lassen. Da es aber derzeit im Bezirk kein Geld gäbe, könne man frühestens 2002 mit den Arbeiten beginnen. Ein BDA-Akteneintrag bestätigt, dass

es sich bei der Anlage um „originale Holzkonstruktionen“ handelt, und keineswegs um Nachbauten nach Kriegsende.

Am 20.2.2001 drängt die MA 19 schriftlich, dass nun endlich Projektumfang, Terminplan und dergleichen festzulegen seien.

Das Projekt „Hoher Markt“

Im April 2002 wird von MA 19 und dem beauftragten Architekten verwaltungsintern das faszinierende Gesamtprojekt „Hoher Markt“ präsentiert. Man erwarte hier nicht nur Tribunenhäuser des Legionslagers, die römischen Stadtvillen nachempfunden waren, sondern auch Spuren des schon 1208 erwähnten mittelalterlichen Marktplatzes und des 1311 erstmals genannten Wiener Gerichtsgebäudes, der „Schranne“. Davor stand von 1384 bis 1706 der Pranger, wo angekettete Übeltäter der Verspottung durch die Bevölkerung ausgesetzt wurden. Eine großflächige Ausgrabung der südöstlichen Platzhälfte zwischen Vermählungsbrunnen und Bauernmarkt (Ankeruhr) würde also nicht nur Tribunenhäuser freilegen, sondern auch hochinteressante mittelalterliche Baureste. All dies könne in einem erweiterten unterirdischen Römermuseum gezeigt werden, das in Kombination mit dem Jugendstil-WC und der Jugendstil-Ankeruhr einen außerordentlichen Touristen-Anziehungspunkt zur Geschichte Wiens darstellen würde. Im Fußboden des Jugendstil-WCs würde man überdies Sichtfenster einbauen, die den Blick auf darunter liegende römische Trib-



Abb. 64: Jahrelang verfällt die historische Anlage hinter Plakatwänden (Foto aus 2013)

unenhäuser freigeben würden. Der Platz könnte verkehrsberuhigt attraktive Einkaufsmöglichkeiten bieten, Saison-Märkte könnten an die Tradition von früher („Fischmarkt“) anschließen.

Die Studie resümiert, dass die „historische Inneneinrichtung und Bausubstanz aus der Zeit des Jugendstils original und erhaltenswert“ sei, konstatiert jedoch zahlreiche Schäden durch eine jahrelange Vernachlässigung.

Die Kosten

Die Studie von 2002 nennt für das Großprojekt Kosten von etwa 5 Mio. € (363.000 € WC-Sanierung, 726.000 €

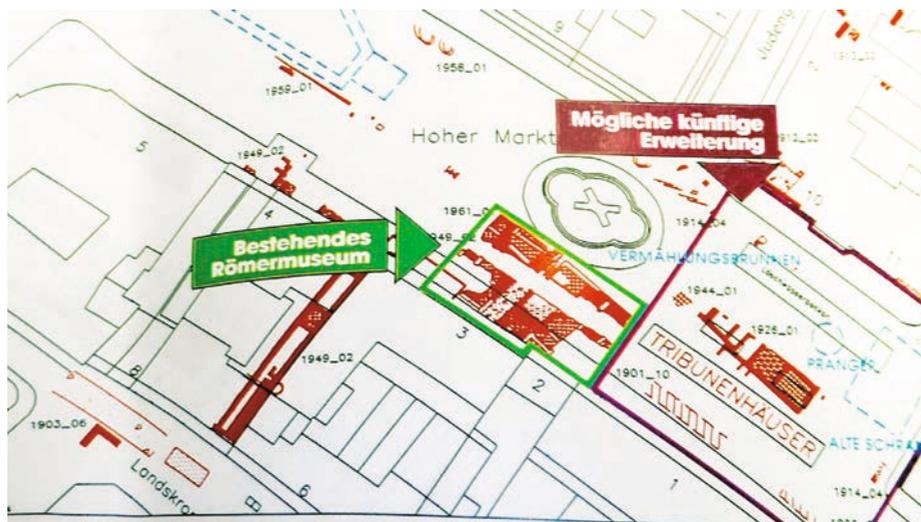


Abb. 65: Projekt zur WC Restaurierung, inklusive Grabung und erweitertem Römermuseum aus dem Jahr 2002

Ausgrabungen, 2,9 Mio. € erweitertes Archäologiemuseum, 1 Mio. € Oberflächengestaltung). Dies klingt nach viel Geld, muss aber in Relation zu anderen Projekten gesehen werden: Umbau Schwarzenbergplatz rund 16 Mio. €, neue Bodenplatten in Kärntner Straße und Graben etwa 19 Mio. €, Umbau Karlsplatzpassage samt Entfernung der Geschäfte rund 21 Mio. €. Doch es passiert – wie so oft in Wien – einige Jahre lang nichts, die Feuchte kann weiterhin eindringen. Dreieinhalb Jahre später, am 3.8.2004, lädt die MA 19 neuerlich zu einem Meeting vor Ort. Die Planungen

tragende Deckenkonstruktion schon Schäden auf, wie die jährliche Inspektion durch ein Zivilingenieurbüro gezeigt habe. Es gäbe keine Gefährdung der Tragfähigkeit, aber es könnten Benutzer des WCs „ankündigungslos“ von abplatzenden Betonstücken getroffen werden, falls diese die darunter liegende Holzdecke durchstoßen. Die MA 48 ersuche daher um eine Sperrung der Anlage. Eineinhalb Jahre später, am 11. Juli 2007, teilt die MA 48 dem BDA mit, dass „die 1927 errichtete unterirdische, öffentliche Bedürfnisanstalt nicht mehr den zeitgemäßen Anforder-

ungen, dem Antrag auf Entlassung aus dem Denkmalschutz zuzustimmen. Im ersten Textentwurf wurde als Argument auch noch die geringe Besucherfrequenz angeführt, dann aber gestrichen.

Bis dahin galt Denkmalschutzgesetz (DMSG) § 2, also eine „vorläufige Unterschutzstellung kraft gesetzlicher Vermutung“. Das BDA musste bis Ende 2009 entscheiden, ob der Denkmalschutz bestätigt wird oder nicht.

Am 14.8.2007 antwortet die damalige Landeskonservatorin Dr. Barbara Neubauer der MA 48, dass die „aus dem



Abb. 66: 1945 ist noch das alte WC-Geländer sichtbar. Laut BDA sei das „neue Geländer vom Original abweichend“



Abb. 67: Laut BDA (2007) „nicht schutzwürdig“, weil „nur noch massiv geschädigte Reste der Originaleinrichtung“. Das Foto von 2007 weckt schwere Zweifel an dieser Aussage

des beauftragten Architekten seien im Jahr 2000 wegen Unklarheiten zur späteren Oberflächengestaltung unterbrochen worden! MA 19 und MA 48 wollen die Planungen nun fortsetzen. Der Beamte der Bezirksvertretung Innere Stadt teilt jedoch mit, dass eine Finanzierung für die WC-Sanierung im Jahr 2005 unsicher sei. Für die Erweiterung des unterirdischen Römermuseums und die Oberflächenneugestaltung habe man sowieso kein Geld, somit seien diese Projekte „zurückgestellt worden“. Die MA 19 erklärt, dass eine Sanierung ohne gleichzeitige Ausgrabungen nicht akzeptabel sei. Die Bezirksvertretung bewilligt lediglich Mittel für weitere Planungen.

Am 3.2.2006 teilt die MA 48 der Bezirksvorstehung Innere Stadt mit, dass „der Zahn der Zeit an der unter Denkmalschutz stehenden, unterirdischen Jugendstil-Anlage am Hohen Markt“ nage. Inzwischen weise die

ungen an öffentliche Bedürfnisanstalten“ entspreche. Die MA 48 ersuche „um eine Stellungnahme betreffend der Unterschutzstellung / Denkmalschutz in Bezug auf die geplante Auflassung der o.a. Anlage“. In Absprache mit der Bezirksvorstehung Innere Stadt werde die Auffassung dieser Anlage angestrebt. Es habe sich während der rund einjährigen Sperre ohnehin niemand beschwert, sodass wohl kein Bedarf gegeben sei.

Kein Denkmalschutz mehr

Ein Aktenvermerk einer BDA-Mitarbeiterin vom 1.8.2007 weist darauf hin, dass zwei oberirdische Elemente der Anlage, nämlich die Geländer und die Damen/Herren-Schilder nach dem Zweiten Weltkrieg vom Original abweichend neu errichtet worden seien. Im Inneren fände sich „nur noch vereinzelt originales Interieur“. Deshalb, und wegen der „z.T. schlechten Bau- substanz“, erscheine es dem BDA ver-

beginnenden 20. Jahrhundert stammende Anlage nach dem zweiten Weltkrieg in ihrem Erscheinungsbild über Niveau völlig neu gestaltet“ worden sei. Das Innere zeige „zwar noch Reste der ursprünglichen Ausstattung, die jedoch großteils bereits massiv geschädigt bzw. bei einer eventuellen Nutzung nicht mehr wieder zu verwenden wäre“. Und dann wörtlich: „Eine Aufnahme in die Denkmälerliste für den ersten Bezirk erfolgte nicht, da das Objekt aus den genannten Gründen die im § 1 Denkmalschutzgesetz geforderte geschichtliche, künstlerische oder sonstige kulturelle Bedeutung nicht aufweist und somit nicht als Denkmal im Sinne des § 1 und 3 DMSG anzusehen ist.“

Am 4.2.2009 schreibt ein bekannter Immobilien-Unternehmer an das BDA, er biete an, sich an der Sanierung mit etwa 10 Prozent zu beteiligen und sei an der Errichtung und dem Betrieb einer Tiefgarage interessiert, wobei



Abb. 68: Beginn der Betoneinfüllung über Kranarm und Schläuche in die historische Bedürfnisanstalt (23.9.2013)

man ein erweitertes unterirdisches Römermuseum anschließen könne. Doch aus dem Projekt wird nichts.

Die mühsame Recherche

Am 15.7.2013 schreibt die Wiener Bezirkszeitung, dass „der Jugendstil-Abort vom Hohen Markt“, einer von nur mehr drei in Wien, bald verfüllt werde. Im August 2013 bemühe ich mich bei der MA 48 wochenlang um die Bewilligung für eine letzte Begehung der Anlage zur fotografischen Dokumentation. Ich werde telefonisch mehrmals mit dem Hinweis vertröstet, dass „aus denkmalpflegerischer Sicht nichts mehr original vorhanden“ (!) sei, „nicht einmal eine einzige Bodenfliese“. Mitte September teilt mir die MA 48 mit, dass „Außenstehende“ nicht mehr hinein dürfen, die „Stiegenkonstruktion sei in einem schlechten Zustand“, es sei finster, und hölzerne Stützpfeiler würden ohnehin beim Fotografieren stören. Argumente wie Akku-Hochleistungslampen und Sicherheitshelme gegen „Deckenabplatzungen“ helfen nichts, die Begehung wird strikt verweigert. Wenige Tage später, am 23.9.2013, beginnt das Einfüllen von flüssigem Beton in die historische WC-Anlage. Laut MA 48 solle ich mich wegen Fotos doch an das BDA wenden, wo mir in einer kurzen Stellungnahme fast gleichlautend mitgeteilt wird, dass die Anlage Hoher Markt nur mehr wenig und zudem beschädigte Originalsubstanz enthalte

und nicht den Kriterien nach § 1 DMSG entspreche. Da die wenigen Sätze keinen Rückschluss auf die kunsthistorische Wertigkeit und die tatsächlichen Schäden im Detail ermöglichen, ersuche ich am 9.10. und am 19.11.2013 um Erlaubnis zur Einsichtnahme in die entsprechenden BDA-Akten. Im Dezember erhalte ich die Vollmacht der MA 48 zur Einsichtnahme, und am 13.1.2014 kann ich im BDA für die Re-



Abb. 69: Einst Stiege und Türöffnung – die ansteigende Betonmasse quillt in alle Hohlräume der historischen Anlage

cherchen zu diesem Artikel erstmals die lange Geschichte der Rettungsversuche für die historischen WC-Anlagen am Hohen Markt und am Schwarzenbergplatz nachvollziehen.

Resümee

Die Rettung der Anlage scheiterte primär an der Prioritätensetzung der Lokalpolitiker, denen die Finanzierung von Bodenplatten in der Kärntner Straße und Lichtstreifen in der Karlsplatzpassage wichtiger erschien als ein kultureller Erlebnisbereich zur Geschichte Wiens von der Römerzeit bis zum Jugendstil am Hohen Markt.

Der Schwenk des BDA von „original und erhaltenswert“ bis zu „kaum originales Interieur, nicht erhaltenswert“ liegt möglicherweise weniger an den unterschiedlichen Sichtweisen der aufeinander folgenden Landeskonservatoren, sondern am zahnlosen Denkmalschutzgesetz, das keine echte Erhaltungspflicht für Kulturdenkmäler vorschreibt und somit Untätigkeit und den Verfall begünstigte. Die MA 19 wiederum zeigte großes Engagement, besaß jedoch in diesem Fall keine gesetzliche Handhabe zur Durchsetzung ihrer Sanierungskonzepte.

Leider ist diese traurige Geschichte kein Einzelfall, wie sich im zweiten Teil der Recherche in der kommenden Ausgabe der Zeitschrift „Denkma[i]“ zeigen wird.

Dr. Gerhard Hertenberger
Journalist und Buchautor

Anmerkung:

1 <http://www.roemermuseum.at/roemer/karte/hohermarkt.htm>

Das Wiener Konzerthaus – Baugeschichte und Generalsanierung

Als das Konzerthausgebäude im Jahre 1913 durch Kaiser Franz Joseph feierlich eröffnet wurde, gehörte es zu den modernsten Großbauten in der Hauptstadt der Donaumonarchie. Errichtet von Ferdinand Fellner und Hermann Helmer, vereinte es avancierte Baumethoden (z. B. Stahlrippenbetondecken und Stahldachstühle) mit einer Haustechnik, die etwa in der Dimensionierung von Be-

kleiner dimensionierten Anlage selbständig. Um die Jahrhundertwende herum schien das gemeinsame Projekt gescheitert. Erst als sich der Sängerkreisverein mit dem neu gegründeten Wiener Concert-Verein, dem Träger des gleichnamigen Orchesters, zusammentat, kam wieder Bewegung in das Bauvorhaben. Die Idee eines neuen Konzerthauses nahm konkrete Formen an. Den ent-

mit einem Festkonzert eröffnet. In seiner Innenraumgestaltung kam die fast vierzigjährige Erfahrung der Theaterarchitekten Helmer und Fellner zum Tragen: Die Foyerbereiche und Stiegenhäuser waren darauf ausgelegt, den ungehinderten Zu- bzw. Abstrom von etwa viertausend Personen zu ermöglichen; die drei Säle, alle auf einer Ebene gelegen, konnten parallel bespielt wie auch gemeinsam für eine Veranstaltung genutzt werden. Die Bequemlichkeiten des Hauses – ein geschicktes Farbleitsystem, der auf drei Restaurants und ein Café sich erstreckende Gastronomiebereich und die geräumige Anlage des Backstage-Bereichs – waren in Wiens Konzerthäusern bislang unbekannt gewesen.

Äußerer Entwurf und innere Ausgestaltung des Hauses waren in einem modernen, vom Jugendstil beeinflussten bürgerlichen Repräsentationsstil gehalten. Die Architekten Fellner & Helmer sprachen von einem „modernisierten Empire“. Der Untergang der Monarchie und damit auch eines Teils der sozialen Trägerschicht dieser Architektur verhinderte jedoch eine differenzierte Fortentwicklung dieser Stilrichtung in neuen Großprojekten. So stellt der Gebäudekomplex gerade in stilistischer Hinsicht einen Endpunkt dar, der in Wien kaum Vergleichsobjekte besitzt. Nicht zuletzt diese Tatsache hat dazu beigetragen, dass Konzerthaus und Akademie vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg als stilistisch nicht einzuordnen und daher auch als mehr oder weniger misslungen betrachtet wurden, eine Einschätzung, die schließlich 1961 in das Projekt eines völligen Neubaus mündete. Erst ab ca. 1970 kam es zur Neubewertung und Würdigung der singulären stilistischen Stellung des Konzerthauses.

Dank der hohen künstlerischen und technischen Qualität des Baus gab es im Lauf der Jahre nur wenige Umbauten und Reparaturen, die zudem die Struktur des Hauses weitgehend im Originalzustand beließen. Die Generalsanierung des Hauses (1998 – 2001) unter der Leitung von Architekt Hans Puchhammer hat es verstanden, sich diesen Umständen zunutze zu machen: Die historische Bausubstanz wurde teils rekonstruiert, teils restauriert, und das Gebäude wurde mit modernster Technik



Abb. 70: Großer Saal im Konzerthaus nach der Generalsanierung (Foto 2003)

und Entlüftung oder in der kompletten Elektrifizierung des Hauses nach neuesten Erkenntnissen ausgeführt war. Großzügigkeit und Zweckmäßigkeit des Konzerthauses begeisterten Publikum wie Kritik gleichermaßen. Über dem außerordentlichen Erfolg darf jedoch der mühsame Weg zur Errichtung des in seiner Art einzigartigen Kulturkomplexes nicht vergessen werden. Seit den 1880er Jahren gab es Bestrebungen, auf dem Grundstück zwischen Lisztstraße und Johannesgasse eine großzügige Kultur- und Freizeitanlage zu erbauen: das Olympion. Träger der Idee waren der Sängerkreisverein, der Wiener Bicycleclub und der Eislaufverein. Nachdem jedoch vor der Einwölbung des Wienflusses 1899/1900 an ein derartiges Großprojekt nicht zu denken war, lösten die drei Vereine ihre Interessen voneinander und verfolgten ihre eigenen Ziele. Die Bicyclisten siedelten sich im Prater an, und der Eislaufverein machte sich mit einer

scheidenden Anstoß für die Umsetzung des Gesamtprojektes gab jedoch die Suche der kaiserlichen Verwaltung nach Räumlichkeiten für die in Gründung befindliche „K. K. Akademie für Musik und darstellende Kunst“. Als im Jahre 1908 die Verstaatlichung des ehemals im Gebäude der Gesellschaft der Musikfreunde untergebrachten Konservatoriums (der Vorgängerinstitution der K.K. Akademie) unmittelbar bevorstand, kam es zu Gesprächen zwischen dem Sängerkreisverein, dem Wiener Concert-Verein und dem österreichischen Staat. Die Idee wurde geboren, gegen eine Finanzierungsbeteiligung der öffentlichen Hand die Räumlichkeiten der K.K. Akademie im Zuge des Konzerthausprojektes mitzuerrichten – ein frühes Modell von Public Private Partnership. Die feierliche Grundsteinlegung erfolgte im November 1911. Nach nicht einmal zweijähriger Bauzeit wurde das Gebäude am 19. Oktober 1913

sowie einem vierten Konzertsaal (dem Berio-Saal) ausgestattet.

Generalsanierung

Dabei sollten die historischen Säle soweit wie möglich in den Originalzustand zurückgeführt werden. Ein entscheidender Punkt war die Frage der Farbgestaltung. Für den in dieser Hinsicht stark veränderten Schubertsaal konnte man dabei auf im Archiv der Fa. Backhausen gefundene Webmuster zurückgreifen, die Vorbild für die dortigen Tapeten waren. Im Großen Saal wiederum konnten in abgedeckten Bereichen noch Reste der Originaltapete entdeckt werden, sodass man eine neue Tapete in diesem Stil nachweben und im Saal anbringen konnte.

Im Großen Saal wurde bei der Restaurierung in den 1970er Jahren die Saaldecke stark polychrom gestaltet, da es von der originalen Farbgebung keine Reste mehr gab. Das Bundesdenkmalamt hat bei der aktuellen Generalsanierung entschieden, dass die Decke nun in verschiedenen Weißtönen, versehen mit Goldapplikationen, gehalten sein soll.

Änderungen und Zubauten gegenüber dem Originalzustand gibt es vereinzelt, beispielsweise wurden die Saaltüren aller drei historischen Säle durch vorgebaute Glas-Stahl-Konstruktionen noch besser abgeschottet, um eine gute akustische Trennung zu erzielen. Für eine optimale Beleuchtung des Podiums wurden Scheinwerfer installiert, die im Großen Saal verdeckt montiert wurden, im Schubertsaal hingegen seitlich sichtbar sind.

Schon bei der Erbauung des Konzerthauses wurde die modern anmutende Idee eines Farbleitsystems angewendet: Jedem Saal entsprach eine bestimmte Farbe, wobei die Teppiche in den Stiegenhäusern und die Fenster in diesem Farbton gestaltet waren. Dieses System wurde jetzt wieder aufgegriffen - bei 500.000 bis 600.000 Besuchern pro Jahr sind derartige Leitsysteme von hoher praktischer Bedeutung. Das ursprüngliche Baukonzept war so ausgereift, dass es bei der aktuellen Generalsanierung praktisch nichts zu Verbessern gab.

Im Originalbau waren Fenster in den Konzertsälen ein zentraler Grundsatz. Auch wenn bei Abendkonzerten kein Tageslicht mehr in den Raum drang, wirkten Fenster dennoch angenehm-



Abb. 71 (o.): Konzerthaus, Lothringerstraße 20 in Wien-Landstraße, Historische Ansicht (Gouache) aus dem Jahr 1913; Abb. 72 (u.): Außenansicht nach der Generalsanierung (Foto 2005)

mer als die Abgeschlossenheit eines fensterlosen „Kinosaals“. In den 1950er Jahren wurden die Fenster im Schubert- und Mozartsaal zugemauert, da sonst bei Schallplattenaufnahmen der Autolärm gestört hätte. Schallschutzfenster gab es damals noch keine. Nun wurden die vermauerten Fenster im Schubertsaal wieder geöffnet und mit Schallschutzfenstern versehen, was Tageslicht im Saal ermöglicht und nach außen hin die Fassade belebt, vor allem, wenn abends an der Lothringerstraße die Fenster hell erleuchtet sind. Im Mozartsaal wurden die vermauerten Fenster nicht geöffnet, weil dieser Saal zu den Sälen mit der besten Akustik für Kammermusik überhaupt

gehört. Man wollte nicht riskieren, dass sich durch das Aufmauern der Fenster die Akustik ändern würde. Ihre Konturen werden allerdings durch Lichteffekte dezent betont. Dem behutsamen Umgang mit dem architektonischen Erbe ist es zu verdanken, dass sich das Wiener Konzerthaus heute zu den modernsten und gleichzeitig traditionsreichsten Konzerthäusern der Welt rechnen darf.

Dr. Erwin Barta
Archivdirektor Wiener Konzerthaus

📍 **ID-Führung:** Konzerthaus
19.09.2014 um 15:30 Uhr

Die Zukunft der Trabrennbahn Krieau

Der Trabrennsport hat es europaweit schwer: Die Zuschauerzahlen sind rückläufig, die Wettumsätze fallen, viele Bahnen mussten schließen. Auch die Trabrennbahn Krieau im 2. Wiener Gemeindebezirk, die im September 2013 ihren 135. Geburtstag feierte, muss seit vielen Jahren kämpfen. Im grünen Prater gelegen, generiert eine solche Idylle Wünsche – nicht nur bei Trabrennsportlern und Besuchern, auch bei Planern, Beamten und Investoren. Die neu erbaute Wirtschaftsuniversität (WU) rückt der Krieau schon so nahe, dass die besorgte Flaneurin sich fragt, wann der Tsunami aus Glas, Stahl und Beton

Visionäre aus der Otto-Wagner-Schule

Der 1874 gegründete Wiener Trabrennverein (WTV) ließ eine ovale Rennbahn bauen, die 1878 eröffnet wurde. Der 1882 errichtete erste Holztribünenbau wurde 1913 durch einen Neubau der Otto-Wagner-Schüler Emil Hoppe, Marcel Kammerer und Otto Schönthal ersetzt, die einen 1910 ausgeschriebenen Wettbewerb gewonnen hatten. Das gemeinsame Atelier des Siegerteams stand vor dem Ersten Weltkrieg für eine progressive Architektur, die in der Nachfolge von Otto Wagner und

den erfolgreichsten Repräsentanten der Wiener Moderne zählt, steht die Anlage unter Denkmalschutz.

Die dazu gehörenden Verwaltungsgebäude und Stallungen wurden um 1900 im Fachwerk- bzw. „Heimatstil“ errichtet und stehen ebenfalls unter Denkmalschutz. Sie suggerieren Ländlichkeit und Beschaulichkeit – wenn auch die umliegende moderne Bebauung die Idylle inzwischen wie ein Schraubstock bedrohlich fest im Griff hat.

Nur sechs Monate nach Ende des Zweiten Weltkrieges konnte die Trabrennbahn vor 13.000 Zuschauern wieder eröffnet werden. Bis Ende der



Abb. 73: Die um 1900 errichteten Stallungen im malerischen Heimatstil: Eine kleine Stadt für Mensch und Tier, in Zukunft als Wohnungen und Büros genutzt?



Abb. 74 (re.): Die 1913 von Otto-Wagner-Schülern errichteten Tribünen 2 und 3 sind auf der Rennbahnseite nach über 40jähriger Nichtnutzung entsprechend restaurierungsbedürftig

das Areal der Trabrennbahn verschlungen haben wird.

Die Geschichte der Krieau ist eng mit jener des Praters verbunden. Der Name „Kriegsau“ entstand aufgrund von Grundstück-Streitigkeiten zwischen Klosterneuburg und der Stadt Wien im 16. Jahrhundert. Nach der Donauregulierung um 1875 wurden Teile der Nebenströme zugeschüttet und das Areal als Baugrund dem 2. Bezirk zugeschlagen. Im Zuge der Weltausstellung von 1873, die sich mit der Rotunde und den heute noch bestehenden Bildhauerateliers von Carl von Hasenauer bis in die Krieau erstreckte, entwickelte sich nach und nach ein Terrain, das wie geschaffen schien für die Ansiedlung großer Sport- und Erholungsstätten.

der Wiener Secession stand. Den kommerziellen Erfolg mit Nutz-, Sport- und Wohnbauten verdankt die Architektengruppe der gelungenen Interpretation des Zeitgeschmacks – die Balance zwischen dem Wagnerischen Anspruch an einen modernen Gebrauchsstil und einer moderaten Formensprache, ohne die Sehnsucht nach Dekoration zu vernachlässigen. Der Siegerentwurf – eine Betonkonstruktion mit Wiener Werkstätte-Dekors aus Majolika – bildet zusammen mit dem fünfgeschoßigen Schiedsrichterturm (1919) noch heute durch den frühen Einsatz einer Stahlskelettkonstruktion ein von Architekturkennern geschätztes Ensemble von überregionaler Bedeutung. Deshalb und wegen des Architektenteams, das zu

achtziger Jahre florierte das Traben, der Verein war einer der reichsten Österreichs. Neue Entwicklungen wie die Einführung des Lottos, Euromillionen, die Ausweitung der Fußballwetten etc. brachten jedoch Sorgen, da sich der Rennbetrieb nicht mehr selbst finanzieren kann.

Scheibchenweise Demontage

Seit den 1970er Jahren werden die Tribünen 2 und 3 nicht mehr benutzt, sie verfallen – auch wenn dank des haltbaren Stahlbetons die Struktur der Gebäude nicht ernsthaft beschädigt erscheint. Die Stallgebäude sind aufgrund des laufenden Rennbetriebes und anderen pferdenahen Nutzungen zwar restaurierungsbedürftig, aber in einem funktional akzeptablen

Zustand. Der Vorsitzende des WTV, Anton Gaál, bezeichnet die Stallungen allerdings als „nicht mehr den gewerberechtl. Bestimmungen entsprechend“.

Eine kreative Maßnahme aufgrund der finanziell prekären Situation war und ist die Vermietung des Geländes an Veranstalter von Open Air Konzerten, beispielsweise von Jon Bon Jovi und Robbie Williams. Überdies sah sich der Trabrennverein immer wieder gezwungen, Teile des Tafelsilbers zu verkaufen, um das eigene Überleben zu ermöglichen. In jüngster Vergangenheit wurde beispielsweise die Rennbahn um 110 Meter verkürzt. Der freigewordene Raum zwischen Bahn und Trabrennstraße bzw. dem Gelände der WU verwandelte sich dadurch in wert-

beginnen. Die betreffenden Grundstücke wurden an die „U2 Stadtentwicklung GmbH“ um 20 Mio. Euro verkauft. Den Erlös dieses Verkaufes erhielt der WTV, der damit neue Stallungen finanzieren will.

Der Denkmalschutzbescheid der Krieau ist – wenn man ihn wörtlich nehmen darf – unbestechlich und lässt auch erhebliche wirtschaftliche Interessen für deren Beschädigung nicht gelten. Doch was passiert, wenn der Denkmalschutz aufgeweicht wird? In dieser Zeit, in der Menschen den Respekt vor nicht messbaren Werten verloren haben, werden sukzessive schützenswerte Gebäude verschwinden. Der Schiedsrichterturm der Krieau wird wohl bleiben dürfen, weil er nicht stört. Er nimmt keinen Platz

einer grundlegenden Umgestaltung der Krieau kommen wird.

Zwar plant die Projektentwicklung, die denkmalgeschützten Stallungen und die Tribünen 2 und 3 zu renovieren und ggf. einer neuen Nutzung zuzuführen, doch die geplanten Bauhöhen bis zu 120 Meter stellen einen massiven Eingriff in Aussehen und Art der Krieau dar. Die Arbeiten im Planungsgebiet 1 (Abb. 75 und 76) sollen von 2015 bis 2017, jene im Planungsgebiet 2 von 2017 bis 2021 andauern. Die Nutzung wird vor allem aus Büros, aber auch aus Wohnungen und einigen Stallungen bestehen. Das Gelände selbst soll autofrei sein (Untergrundverkehr).

Bei der Anrainerveranstaltung erhoben sich auch kritische Stimmen,

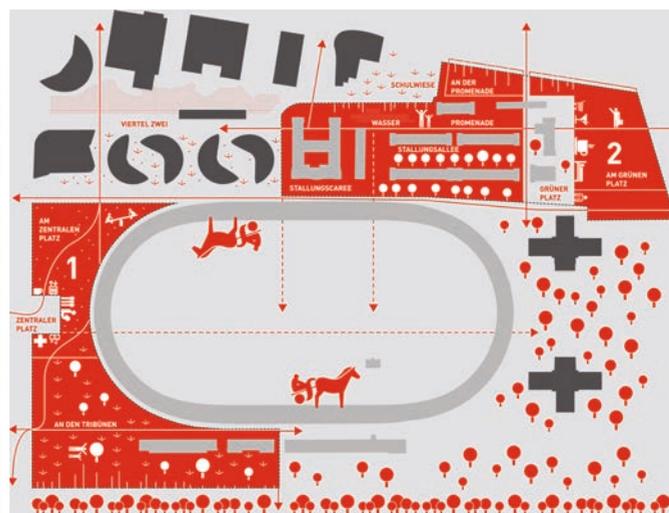


Abb. 75-76: Das Baufeld 1 (links von den historischen Tribünen im Vordergrund bis zu den Hochhäusern im Hintergrund) soll ab 2015 verbaut werden. Dicht neben den historischen Stallungen („Baufeld 2“, rechts oben) soll ein 120 Meter hoher Wolkenkratzer entstehen.

vollen, zur Zeit noch brachliegenden Baugrund.

Die Stadt Wien hat im Juni 2013 ein kooperatives Planungsverfahren ausgetestet, bei dem Konzepte für eine neue Nutzung erarbeitet wurden. Am 7.10.2013 sollte eine Bürgerinformation ergehen, 2 Wochen später die Planungsunterlagen freigegeben werden, beides verzögerte sich jedoch. Bereits aus der Ausschreibung geht hervor, was die Gemeinde und die mit ihr verbundenen Investoren vorhaben: Ein Teil der Stallungen soll abgerissen, das Gelände mit Büro- und einigen Wohngebäuden neu gestaltet werden. Dafür wäre eine Umwidmung der Flächen und eventuell eine Aufhebung bzw. Veränderung der Unterschutzstellung erforderlich. Gelingt dies, so könnten 2015 die Bauarbeiten

weg und ist ein kulturelles Renommee. Wird die Krieau beschnitten, umgewidmet und teilverbaut, stehen Tür und Tor weit offen für die Umwidmung auch anderer Flächen: Tennis- und Fußballplätze, Kleingartensiedlungen, Wiesen, Wälder und Gewässer. Bereits seit Jahrzehnten muss der Prater bedeutende Eingriffe und Beschneidungen hinnehmen, man denke nur an die Südosttangente und die Flughafenautobahn. Wie ein Nagetier hat die Betonfraktion über Jahre das Gelände von allen Seiten angeknabbert.

Am 26.02.2014 wurde das Bauprojekt schließlich im Rahmen einer Pressekonferenz und in einer Informationsveranstaltung vorgestellt. Die positive Darstellung konnte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass es zu

denen der Bezirksvorsteher Hora entschieden entgegnet hat. Er hob insbesondere hervor, dass das Gelände als Sportplatz gewidmet sei und keinesfalls zum Landschaftsschutzgebiet Prater gehöre. Diese Tatsache in Zusammenhang mit den chronischen finanziellen Schwierigkeiten des Trabrennvereins, die diesen möglicherweise zu einer Totalabsiedlung zwingen könnten, lassen befürchten, dass eines Tages das gesamte Gelände bebaut wird.

Gabriele und Rainer März
Bürgerinitiative „Rettet die Krieau“

📍 **iD-Führung: Krieau**
06.09.2014 (siehe S. 52)

🌐 www.rettet-die-krieau.at

Der Prunkkandelaber der Wiener Weltausstellung 1873

Der Bildkandelaber im Hof des „Beethovenhauses“ in der Döblinger Hauptstraße 92 wurde 1872 von der Fürst Salm´schen Eisengießerei und Maschinenfabrik in Blansko (Mähren) für die Wiener Weltausstellung 1873 gegossen. Sein Gesamtgewicht betrug 2,6 Tonnen bei einer Höhe von 5,7 Meter.



der Boomzeit ab 1865 heftig verspekuliert und war so nach dem Börsenkrach von 1873 gezwungen, ihre Fabriken in Mähren zu verkaufen. In der Folge wechselten die Eisenwerke in Blansko mehrfach die Eigentümer. Als eine der ganz wenigen alten Eisengießereien in Europa gibt es den Betrieb immer noch, und es wird weiterhin Eisen-Gebrauchsguss vor allem für Straßenmöblierungen, auch für Wien, hergestellt – die so genannten „Wiener Kommunalkandelaber“ (auch als „Ringstraßenkandelaber“ bekannt) wurden ab 1884 erzeugt, ebenso mehr als hundert Jahre später die originalgetreuen Nachgüsse der baufällig

sind allerdings nicht aufzufinden. Über den Verbleib des zweiten Kandelabers sind ebenfalls keine Unterlagen auffindbar.

Der Kandelaber im Beethovenhaus war 2005 an eine stillgelegte Kupferrohr-Gasleitung angeschlossen. Stark korrodierte Reste der Glimmerrohr-Beleuchtung waren eingebaut – sie sollten jetzt im Bezirksmuseum Döbling vorhanden sein. Der Zustand des Innenlebens lässt den Schluss zu, dass die Laterne nur sehr wenig in Betrieb war – die Reste des Glimmerrohres sind kaum verfärbt, die Blechabdeckung über dem Brenner war nur wenig verrußt.



Abb. 77 u. 78: Der restaurierte Prunkkandelaber im Hof des Beethovenhauses in der Döblinger Hauptstraße 92; Prunkvolle Basis mit Widderköpfen und Blumenornamenten (Fotos Juli 2013)

Im Archiv der Nachfolger dieser Gießerei sind zwar Hinweise auf die Herstellung von zwei solchen Bildkandelabern und deren Transport nach Wien zur Weltausstellung dokumentiert, jedoch finden sich weder Informationen über den Künstler noch über den Auftraggeber. Da die Fürst Salm´schen Eisenwerke selbst auf der Weltausstellung vertreten waren, liegt die Vermutung nahe, dass diese Kandelaber in Eigenregie ausgestellt worden sind. Bilder vom Salm´schen Pavillon sind leider nicht aufzufinden.

Kandelaber aus Gusseisen, besonders so strukturierte Konstruktionen, wurden nur selten im Freien installiert – die Möglichkeiten für den Korrosionsschutz waren noch sehr beschränkt, und bei Ausstellungen sollten die unvermeidlichen Rostschäden natürlich nicht sichtbar werden.

Die Fürstenfamilie Salm hatte sich in

gewordenen Gehwegbeleuchtung auf der Wiener Ringstraße (2005), auf der Kärntner Straße und am Graben (2009).

Der im Beethovenhaus in Döbling aufgestellte Kandelaber war ursprünglich mit „Schmetterlingsbrennern für Stadtgas“ ausgestattet und wurde etwa um 1883 mit einem deutlich heller leuchtenden Glimmerrohr und Ringbrenner umgerüstet. Solche Glimmerrohr-Brenner wurden ab 1891 durch die Auer-von-Welsbach-Gasglüh-Brenner ersetzt. Auer-Brenner haben seit ihrer Markteinführung fast schlagartig weltweit alle anderen Gaslichter verdrängt – fünfmal mehr Licht bei 50 Prozent weniger Gasverbrauch und weniger Reinigungsarbeit durch deutlich geringere Rußbildung. Das lässt darauf schließen, dass der Kandelaber vor 1891 nach Döbling transferiert worden ist. Belege dafür

Irgendwann in den späten 1960er Jahren wurde der Kandelaber mit einem Stützgerüst vor dem Umfallen geschützt. Erst 2005 erteilte der Magistrat den Auftrag, den Kandelaber instand zu setzen und, ohne die Optik zu beeinträchtigen, auf den Betrieb mit elektrischer Beleuchtung umzustellen. Der Kandelaber wurde in seine Teile zerlegt und an seinen Ursprungsort Blansko gebracht. Fehlende Teile wurden teilweise unter Verwendung der Original-Gussmodelle von 1872 neu gegossen und im Oktober 2006 auf ein neues Fundament im Beethovenhaus in Döbling wieder aufgebaut.

Herbert Wansch

📍 **iD-Vollversammlung** in der benachbarten Villa Wertheimstein (Döblinger Hauptstraße 96) am 26.04.2014 (siehe S. 51)

„Steffl-Blick“ in Gefahr – Die Sichtachse Josefstädter Straße - Stephansdom

Ein Neubauprojekt der Wien Holding bietet den aktuellen Anlass, sich mit der Blickbeziehung Josefstädter Straße - Stephansdom und dem Bauplatz an der 2er-Linie, Ecke Stadiongasse 11 / Auerspergstraße 8 im historischen Kontext auseinanderzusetzen. Das Grundstück befindet sich in der Kernzone des UNESCO-Welterbes „Historisches Zentrum von Wien“.

Geschichtsabriss Josefstädter Straße

Während der Steffl (der 137 m hohe Südturm des Stephansdomes) seit seiner Fertigstellung im Jahr 1433 das unbestrittene Wahrzeichen von Wien bildet, entstand erst Jahrhunderte später eine relevante Siedlung auf dem Gebiet der heutigen Josefstadt. Die Josefstädter Straße, um 1700 noch Kaiser-Gasse genannt, wurde in ihrem unteren Verlauf geradewegs auf den Stephansdom zugeführt, während sie ab der Strozzigasse in einem leichten Knick entlang der damaligen Gemeindegrenzen zu Strozzigrund und Altlerchenfeld stadtauswärts verlief.

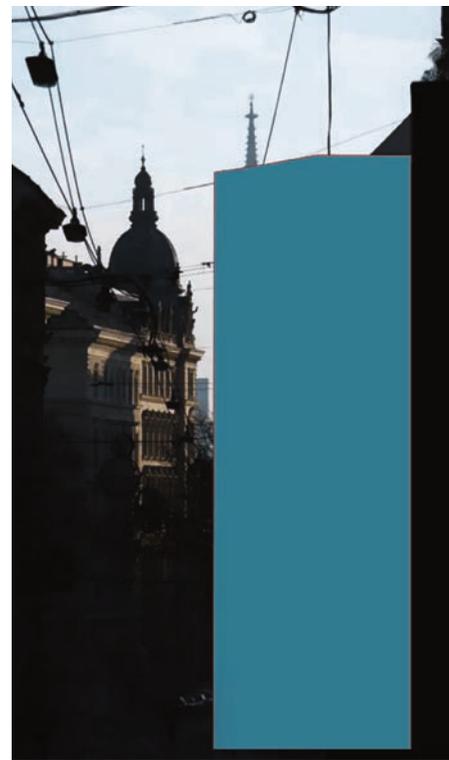


Abb. 79 u. 80: Sichtachse auf den Stephansdom im Jahr 2014 (links) und Fotomontage mit der derzeit projektierten Kubatur eines Neubaus (rechts)



Abb. 81: Blick durch die Josefstädter Straße auf das einstige Forum-Kino und den Südturm des Stephansdoms (Foto ca. 1965)

Markthalle, Forumkino, Rechenzentrum

Mit der Errichtung der Ringstraßenbauten auf den Flächen des Glacis rückten nicht nur die Schaltstellen der Staats- und Stadtverwaltung näher an die Josefstadt, sondern war erstmalig die Sichtachse zum Stephansdom gefährdet. Allerdings entschied man, den Bereich an der Ecke zur Stadiongasse mit einer niedrigen Markthalle zu bebauen, sodass dank des Gefälles der Josefstädter Straße weiterhin freier Blick auf den Steffl gewährleistet war. Im Jahr 1949 erfolgte der Umbau zum legendären Forumkino, das bereits 1974 wieder abgerissen und durch das städtische Rechenzentrum ersetzt wurde. Dem Architekt Harry Glück gelang es dabei, die Sichtachse zu erhalten, indem er die Gebäudefront an der Stadiongasse um 4,5 Meter zurücksetzen ließ. Zudem wurde der so genannte „Glaspalast“ an dem Fassadenteil, der von der Josefstädter Straße aus sichtbar ist, mit neutralem Granit versehen, so dass er sich optimal an die Sichtachsen-Situation anpasste. Dieser soll nun einem Neubau weichen.

Welterbe mit Sichteinschränkung?

Das aus einem EU-weit ausgeschriebenen Wettbewerb prämierte Siegerprojekt wurde im Dezember 2013 als Bürobau „Rathausstraße 1“ der Öffentlichkeit vorgestellt. Der Neubau des Architektenbüros Stadler Prenn, Ostertag Architects und Schuberth und Schuberth soll wieder an den alten Standort gesetzt werden, jedoch mit wesentlich größerer Gebäudehöhe als Markthalle und Forumkino, und sieht einen achtgeschoßigen Baukörper mit großflächiger Fensterverglasung vor. Für die Josefstädter Straße würde dies einerseits den umfassenden Verlust der Sichtbeziehung zum Stephansdom bedeuten, andererseits würde dem optisch fließenden Übergang zur Stadiongasse eine Barriere mit moderner Fassadenausführung in den Weg gestellt. Der durch Altbauten geprägte Charakter der Straße ginge weitgehend verloren.

Felix Deflorian,
Anrainerinitiative zur
Bewahrung der Steffl-Sicht

Vom Verschwinden der Wiener Vorstädte: Der Zweite Bezirk

Der Vorstellung des Projekts einer Datensammlung über die „ganz alten“ Wohnhäuser der Wiener Innenbezirke (bis 1850: Vorstädte) im letzten „Denkma[i]l“ folgt nun der erste aktuelle Bericht.

Im soeben vergangenen Jahr 2013 sind mir „nur“ zwei Totalverluste von Gebäuden, die im Grundlagenwerk von Renate Wagner-Rieger „Das Wiener Bürgerhaus des Barock und Klassizismus“ (1957) verzeichnet sind, bekannt geworden – beide im 2. Bezirk: Das äußerlich unscheinbare, viele Jahre ebenerdig als Tankstelle und Garage, im ersten Stock als Rechtsanwaltskanzlei verwendete Haus Franzensbrückenstraße 20 wurde im Oktober abgebrochen. Obwohl angesichts der erneuerten Fassade und der modernen Fenster kaum zu erkennen, handelte es sich beim Staßentrakt um einen Bau aus dem Jahr 1827.

Das verschwundene Objekt dürfte kunsthistorisch nicht bedeutend gewesen sein. Seine nächste Umgebung ist jedoch wegen der Dichte an relevanten Gebäuden in Kombination mit deren zahlreichem Verschwinden im Untersuchungszeitraum bemerkenswert:

Abb. 83: Eckhaus Große Sperlasse 4 (Bildmitte) im Dez. 2009 (Teilabriss 2013). Hinten rosa das Haus Kleine Sperlasse 4 (Abriss Nov. 2012)



Abb. 82: Franzensbrückenstraße 5 (Baujahr 1822) im Jahr 1980. Das Haus wurde 1981 abgerissen

Von den 25 Häusern der Franzensbrückenstraße (Nr. 1-21 auf der ungeraden Ost-, Nr. 2-28 auf der geraden Westseite; vgl. Abb. 82) sind nicht weniger als 16 im „Bürgerhaus“ verzeichnet. Die Straße wurde in den 1770er Jahren angelegt und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mit Wohnhäusern bebaut. Einige der Gärten auf der Ostseite wurden in der zweiten Jahrhunderthälfte mit Hintergebäuden aufgefüllt und einige Straßentrakte aufgestockt.

Die 9 nicht verzeichneten Liegenschaften waren allesamt gründerzeitlich bebaut (Nr. 1, 6, 8, 10, 16, 17, 19, 18, 22). Keines der vormärzlichen Häuser wurde im Krieg völlig zerstört. Die kriegsbeschädigten Häuser Nr. 2-4 (Eckhaus zur Praterstraße, erbaut 1830), Nr. 12 (Anfang 19. Jahrhundert, 1817 adaptiert, 1850 verändert) und Nr. 14 (1838) wurden bald nach Erscheinung des „Bürgerhauses“ demoliert. Nr. 3 (um 1830 erbaut, später Veränderungen und Zubauten) verschwand 1972, Nr. 5 (1822, Hoftrakt 1862) 1981. Nr. 7 besteht noch, wurde aber 2007/8 tiefgreifend verändert durch Umwandlung des Erdgeschoßes in einen Supermarkt samt

groß dimensionierter Hofzufahrt. Auch Nr. 9 (1822) und Nr. 11 (1823, Aufstockung 1861) sowie Nr. 13 (um 1815, Aufstockung 1847), sind mit einigen Veränderungen bis heute erhalten geblieben. Nr. 15 (um 1825) wurde 1966 demoliert, Nr. 21 (Eckhaus zur Schüttelstraße, erbaut 1835) 1967. Nr. 24 (erbaut 1835) steht im Kern noch, wurde jedoch bereits 1885 so stark verändert und aufgestockt, dass sein ursprüngliches Erscheinungsbild nicht mehr zu erkennen ist. Nr. 26 (1831-35) mit dem Hausnamen zum Füchsel wurde 1992 abgebrochen. Nr. 28 (1830) wurde im Krieg beschädigt, 1952 saniert und steht heute noch.

Der zweite Verlust ist das im Sommer 2013 zerstörte Eckhaus Große Sperlasse 4/Karmelitergasse 2 (erbaut 1788). Der Eigentümer hat das in einer Schutzzone gelegene Haus jahrelang dem Verein Flüchtlingsprojekt Ute Bock überlassen. Zur Zeit ist eine „Sanierung“ im Gang, die von der Substanz des alten Gebäudes außer den (für sich allein wenig beachtenswerten) Außenmauern von Erdgeschoß und erstem Stock nichts übrig lässt (vgl. Abb. 83).

Weitere jüngst zu verzeichnende Verluste an „Bürgerhäusern“ im zweiten Bezirk waren Ende November 2012 das 1826 erbaute Haus Kleine Sperlasse 4 (Abb. 84), Anfang 2010 das Haus Karmelitergasse 3 (1788) und

kurz davor das im Kern von 1650 stammende Haus zum Johannes dem Täufer in der Großen Sperlgasse 14, das im Hofbereich Laubengänge (Pawlatschen) besaß und dessen geplanter Abbruch 2006 von der MA 19 (Architektur) noch strikt abgelehnt wurde. Um 2005 verschwand das Haus Untere Augartenstraße 18 (Mitte 19. Jahrhundert, Hoftrakt spätes 18. Jahrhundert). Im Jahr 2000 wurden, um Platz für den Uniqa-Turm zu schaffen, die Häuser Aspernbrückengasse 3 und 5 (beide 1839 erbaut) sowie Untere Donaustraße 23 (1838 erbaut) zerstört.

Mag. Thomas Baar
Aktives Mitglied der
Initiative Denkmalschutz

Abb. 84: Abbruch der Kleinen Sperlgasse 4 im Nov. 2012



Vom Weltkultur- zum Geldkulturerbe (Salzburg Ernest-Thun-Straße)

In der Stadt Salzburg erwirbt ein kleiner privater Bauträger aus Bayern eine Liegenschaft am Elisabethkai (Elisabethkai) zwecks Errichtung zweier Wohnblocks für Luxuswohnungen (Ernest-Thun-Straße 2 / Schwarzstraße 45). Die Lage in der Welterbe Schutzzone-II (Gründerzeitgebiet) mit Blick auf den Fluss und die gegenüberliegende Müllner Kirche am Fuße des Mönchsberges verspricht großen Gewinn. Dies vor allem dann, wenn möglichst hoch und dicht gebaut werden darf. Der bestehende Bebauungsplan lässt aber nur vier Geschosse zu. Also muss dieser entsprechend geändert werden. Dem für den Bauwerber lukrativeren Megabau steht aber das „Einfügungsgebot“ gemäß Salzburger Altstadterhaltungsgesetz und der Schutz des Welterbes entgegen. Alles kein Problem: "Kreatives" Verwaltungshandeln und Intransparenz sind hier die Lösung. Anstelle seriöser Städteplanung darf der Bauträger unter dem Vorwand der Kostenersparnis einen nicht-offenen Bauwettbewerb ausloben und selbst finanzieren, ja sogar bei der Auswahl des Siegerprojekts mitbestimmen. Wer zahlt, schafft an. Das Siegerprojekt ist gleichzeitig sein Bebauungsplan. Der Bauwerber in der Rolle des Verordnungsgebers? (Bebauungsplan) - in eigener Sache wohlgermerkt. So sieht

rechtsstaatlicher Gesetzesvollzug in Salzburg aus. Auch drei Vertreter der amtlich bestellten Sachverständigenkommission (SVK) sind in der Jury vertreten. Diese sorgen dann, um es vorweg zu nehmen, im eigenen Gremium für einen Mehrheitsbeschluss. Eine klassische Situation der Unvereinbarkeit und Befangenheit.

Dem nicht genug: Mindestens 5 bis 6 Geschosse als Rahmenbedingung, lautet die Vorgabe der Stadt an die Jury, ohne rechtliche Deckung; es können aber auch mehr sein! Das räumliche Entwicklungskonzept sieht nämlich bloß 3 bis maximal 5 Geschosse als "Leitbild" vor. Tatsächlich siegt ein Projekt mit 6 und 7 Geschossen. Ein weiteres Megaprojekt (Hochhaus mit 8



Abb. 85: Blick von der Salzach über den Elisabethkai (Foto November 2013). Rechts vom gelben Gründerzeithaus die Ernest-Thun-Straße, rechts daneben die Projektfläche (kleines Haus und weißes Bürohaus werden entfernt)

Geschoßen) wurde zweitgereiht. Das ist das Doppelte der maximalen Leit- höhe laut Gesetz.

Eine unschlüssige Stellungnahme der - in sich uneinigen - SVK zum Sieger- projekt wird im Amtsbericht einfach zum maßgeblichen „Gutachten“ er- koren. Der Amtsbericht strotzt vor hu- moresken Feststellungen und haltlo- sen Behauptungen, wie: "auf Grund der positiven Beurteilung durch die SVK ist auch davon auszugehen, dass sowohl dem Altstadterhaltungsgesetz als auch der UNESCO-Welterbekon- vention entsprochen wird". Genau das Gegenteil ist der Fall. In Wahrheit schaltete man ICOMOS(Internationa- ler Rat für Denkmalpflege, eine berate- nde Organisation der UNESCO) im Bewusstsein, dass die UNESCO die- sem Projekt niemals zustimmen wür- de, bewusst aus. Da die Zeit drängt und der Bauträger endlich bauen will, wird der Bebauungsplan - im Windschatten des bekannteren und für die Stadtpolitik zur Nerven- säge gewordenen Parallelfalles „Rehrlplatz“¹ - in großer Eile beschlos- sen. Er sollte in Rechtskraft erwach- sen, bevor auch dieses Projekt für medialen Wirbel sorgt. "Wegen der paar Hanseln diskutian ma heit net lang", so die bezeichnende Aussage eines Mitgliedes des Gemeinderates vor der Sitzung.

Die Rechnung wurde aber ohne den Wirt gemacht. Eine persönliche Ein- gabe eines Nachbarn an das UNESCO-Welterbe-Zentrum in Paris sorgte für entsprechenden Druck, so- dass ICOMOS doch noch nachträglich ihre Stellungnahme abgeben konnte: Das Projekt füge sich nicht ins Stadt- bild ein, es sei zu hoch, zu dicht und vernichte zu viel Grünraum, so das klare Ergebnis.

Der massive Protest verschiedener Bürgerinitiativen Salzburgs und wie- derholte Medienberichte blieben auch in Paris nicht ungehört. Am 2. und 3. April 2013 wurde im Auftrag der UNESCO durch ICOMOS International eine Überprüfung mehrerer Fehlpla- nungen der Stadt durchgeführt (Rehrl- platz, Priesterhausgarten, Hochhäuser am Bahnhof). Der "Advisory Mission Report" bestätigt die Bedenken der Anrainer und auch von ICOMOS voll- inhaltlich und stellt der Stadtplanung insgesamt ein vernichtendes Zeugnis aus - zum Projekt Ernest-Thun-Straße (Elisabethkai) heißt es wörtlich: "Das Bauvorhaben bewirke im Hinblick auf die Lage am Salzachufer und der damit verbundenen Bedeutung für die visuelle Integrität der Welterbestätte mit seinen Ausmaßen eine Störung für seine Umgebung. Diese Störung bet- reffe auch das benachbarte Architek- turmerkmal Ernest-Thun-Straße 3 (Gründerzeithaus, das die Stadt mit Bescheid als bedeutend für das cha- rakteristische Gepräge des Stadtbildes festgestellt hat). ICOMOS fordert daher, die Gebäudehöhen (7 und 6 Geschoße) maßgeblich zu reduzieren, die Grünflächen zu erweitern und die überdimensionierten Loggienöffnun- gen zu überarbeiten". Exakt zum sel- ben Ergebnis kommt übrigens auch ein von den Anrainern eingeholtes Pri- vatgutachten von Univ. Prof. Dipl. Ing. Dr. Doytchinov (Universität Graz).

Der offizielle Beschluss der UNESCO Welterbe Konferenz von Phnom Penh vom Juni 2013 bestätigt den Advisory Mission Report und fordert die Stadt Salzburg auf, das Projekt Ernest-Thun- Straße in seinen derzeitigen Proportio- nen zu überarbeiten und vor der amt- lichen Genehmigung eine Welterbe- Verträglichkeitsprüfung durchzuführen

und dem Welterbe Zentrum zur Prü- fung vorzulegen. Wie reagiert die Stadt? Sie führt die Bauverhandlung ab, als sei nichts gewesen und erteilt im September 2013 die Baubewilli- gung, anstatt das Verfahren sofort ab- zubrechen und den Forderungen der UNESCO nachzukommen. Der Baube- willigungsbescheid stützt sich - wie schon der Bebauungsplan - wieder auf ein Gutachten der SVK; es ging auch diesmal nicht ganz ohne Humor ab: "Aus der Sicht der SVK kann mehr- heitlich festgestellt werden, dass [...] die vorliegende Planung entsprechend der vorangegangenen Begutachtung den im Salzburger Altstadterhaltungs- gesetz formulierten Anforderungen nicht widersprechen. Es wird jedoch empfohlen, [...] die Empfehlungen der Advisory Mission durch ICOMOS (Be- schlussvortrag für das Welterbekomi- tee) zu berücksichtigen".

Also welches Projekt soll nun verwirk- licht werden? Der dem Profitstreben des Bauwerbers dienende Megabau (in den Medien als "Lignano-Urlaub- sturm" bezeichnet) oder ein radikal abgespecktes und auch architekto- nisch geändertes Projekt, wie dies die UNESCO fordert? Die vom unabhängigen Betrachter zu ziehende Schluss- folgerung: Ein unverständliches Gut- achten bedingt zwangsweise das nächste.

Hingegen wurden die einzig seriösen Ermittlungsergebnisse, wie das fun- dierte Privatgutachten, das Überprü- fungsergebnis von ICOMOS und die Forderungen der UNESCO (Decision) einfach totgeschwiegen. Die Bevorzu- gung spekulativer Interessen Einzel- ner zu Lasten der öffentlichen Inte- ressen des Altstadt- und Welterbe- Schutzes erregt zunehmend den Unmut in der breiten Öffentlichkeit. Widerstand beginnt sich zu formieren. Denn das Weltkulturerbe ist in Gefahr. Die Nachbarn haben selbstverständ- lich über ihren Anwalt gegen die Bau- bewilligung berufen und werden nöti- genfalls die Höchstgerichte anrufen, in der Zuversicht dem Recht zum Durch- bruch zu verhelfen.

*Dr. Ernest Vatier
Initiative Ernest-Thun-Straße*



Abb. 86: Ungefähre Größenrelation des geplanten Neubaus in Bezug auf das Grün- derzeithaus Ernest-Thun-Straße 3 (Blick Richtung Salzachufer; vorläufiger Projekt- stand)

¹ vgl.: Gerd Seidl, Altstadtschutz in Salz- burg: Ist das nicht die Höhe?, in: Denkma[i] Nr. 9/2011, S.28ff.

Burgenland – Aschau: Brand der Uhrenwerkstatt geklärt

Ein denkmalgeschützter Bauernhof und die Uhrenwerkstatt des Museums „Uhrenstube Aschau“ in Aschau (Bez. Oberwart) wurden am Nationalfeiertag 2013 ein Raub der Flammen. Zerstört wurden auch mehrere einmalige Turmuhren, insgesamt entstand ein Schaden von mehreren Hunderttausend Euro. Als Ursache wurde nun Brandstiftung ausgemacht, ein Tatverdächtiger – ein 23-jähriger Soldat – konnte im Jänner festgenommen werden.

Niederösterreich – Annaberg / Wienerbruck: Hotel Burger vor Abriss?

In der Ötschergemeinde Annaberg wird die für 2015 geplante Landesausstellung „Ötscher:Reich – Die Alpen und wir“ ihre Schatten voraus. Das im Ortsteil Wienerbruck (Nr. 20) stehende ehem. Hotel Burger soll im Zuge der Vorbereitung dafür einem Parkplatz weichen. Wie die Niederösterreichischen Nachrichten (12.11.2013) berichten, hat „die Eigentümerfamilie



Abb. 87

zugesagt, das Hotel auf eigene Kosten abzureißen und der Gemeinde die Fläche zur Errichtung eines Parkplatzes zu verpachten.“ Der Abriss ist für das Frühjahr geplant. Damit ist der Weg zu einer besonders dramatischen Zerstörung frei. Denn beim angesprochenen Hotel handelt es sich um ein außergewöhnlich markantes und bedeutsames Gebäude, das im „Dehio“ auch dementsprechend ausführlich behandelt wird: Äußerlich ein monumentaler Hotelbau im Schweizerstil aus der Zeit um 1900, birgt es im Inneren Bauteile, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, eine Holzdecke von 1645 uam. Das Bundesdenkmalamt wurde eingeschaltet.

Niederösterreich - Hollenstein: Ybbstalbahn demontiert

Das Schicksal der Ybbstalbahn scheint im negativen Sinn besiegelt: Im Jän-

ner 2014 begann die Demontage der Schienen im stillgelegten Abschnitt zwischen Waidhofen (Gstadt) und



Abb. 88

Göstling, damit wird eine der schönsten Eisenbahnstrecken Österreichs zerstört. Siegfried Nykodem, Vorstand des Eisenbahnvereins Club 598 – Freunde der Ybbstalbahn, spricht von der „Verschleuderung unwiederbringlichen Kulturguts“ und hat Proteste organisiert. Nach Plänen der NÖVOG (Niederösterreichische Verkehrsorganisationsgesellschaft) als Eigentümerin soll die Trasse an den Ybbstaler Radwegverein übertragen werden, der dort einen Radweg anlegen will. Die Chance, eine einzigartige Schmalspurstrecke zum touristischen Leuchtturm der Region zu machen und nachhaltige Verkehrsplanung zu betreiben, droht nun infolge politischen Unwillens vertan zu sein (vgl. Denkma[i]l 10).

Steiermark: Grünhübl-Brücke ein Abrissfall

Die Grünhüblbrücke bei Judenburg ist erst dreißig Jahre alt und trotzdem bereits zweierlei: zum einen Sanierungsfall, zum anderen ein bereits denkmalgeschütztes Bauwerk. Ähnlich wie beim Fall der Erdberger Autobahnbrücke (vgl. Denkma[i]l Nr. 13) argumentiert die Asfinag als Eigentümerin mit dem schlechten Bauzustand der Brücke, der einen Abbruch angeblich unumgänglich macht. Seit 2009 ist die Brücke für den Verkehr gesperrt. Das Denkmalamt wiederum betont die herausragende Konstruktionsweise der Brücke (vgl. Kleine Zei-



Abb. 89

tung, 29.01.2014). Fest steht, dass die 1973 nach Entwürfen von Franz Eigner und Konrad Beyer errichtete Bogenbrücke eine der größten ihrer Art in Österreich darstellt und zugleich ein gelungenes Beispiel für ein ästhetisch in die Landschaft eingepasstes Bauwerk ist. Hoffen wir, dass der Bürgermeister Judenburgs mit seiner Meinung, nach der die Brücke sowieso abgerissen werden muss, noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.

Tirol: Hall auf dem Weg zum Weltkulturerbe

Die Stadt Hall in Tirol hat sich um die Aufnahme in das Weltkulturerbe beworben. Als historische Münzprägstätte von europäischer Bedeutung soll die Aufnahme der Münze Hall zu-



Abb. 90

sammen mit der historischen und unter Denkmalschutz stehenden Altstadt erfolgen. Am 31. 1. 2014 erfolgte die Einreichung der Unterlagen samt Entwicklungs-„Masterplan“ in Paris. Mit einer Entscheidung seitens der UNESCO ist frühestens 2015 zu rechnen.

Wien – Leopoldstadt: Gründerzeithäuser in der Taborstraße gefährdet

Wiens Stadtbild wird immer noch über weite Flächen von Gründerzeitfassaden bestimmt, doch deren Geschlossenheit ist immer weiter bedroht. Aktuelles Beispiel dafür sind Abrisspläne für die Gebäude Taborstraße 81-83, zwei Beispiele für den strenghistorischen Stil der 1870er Jahre. Der Eigentümer will die nicht denkmalgeschützten Häuser abreißen lassen und durch einen Penthouse-Neubau ersetzen. Das Gebiet ist zudem auch nicht als Schutzzone ausgewiesen. Eine Bürgerinitiative „Abrissstopp“ hat sich gebildet und versucht, eine Sanierung als Alternative durchzusetzen.

Wien-Hietzing – ein Skirennen in Schönbrunn.

Von Seiten des Wiener Skiverbandes wurden Pläne verlautbart, auf dem Hang vor der Gloriette in Schönbrunn



Abb. 91

ein Weltcup-Skirennen stattfinden zu lassen. Als „City-Event“ mit hohem Werbewert für Wien angepriesen, laufen bereits Gespräche mit der Schönbrunn-Betriebsgesellschaft. Die mitverantwortlichen Bundesgärten sowie das Bundesdenkmalamt haben noch keine Meinung dazu kundgetan. Dafür hat die Österreichische Gesellschaft für historischen Gärten und die Initiative Denkmalschutz in einem Brief an das BDA ihr eindeutiges Nein zu dieser seltsamen Idee formuliert. Die absehbaren Schäden für die historischen Anlagen durch den Einsatz von Chemikalien zur Pistenpräparierung und Schwerfahrzeugen sowie der massive Besucheransturm gefährden die jüngsten Erfolge der Gartensanierung massiv.

Wien – Hietzing: Neue Flächenwidmung rund um die Klimt-Villa

Der Freiraum der 2012 sanierten „Klimt-Villa“, dem letzten erhaltenen Atelier Gustav Klimts in der Hietzinger Feldmühlgasse 11, ist bedroht. Ein aktueller Planentwurf für eine neue Flächenwidmung sieht eine Ausdehnung der Bauflächenwidmung vor, die eine



Abb. 92

Verbauung des umgebenden Grünraums der Villa ermöglichen würde. Dahinter stehende Bauspekulation darf vermutet werden. Die Initiative

Denkmalschutz hat daher zusammen mit zwei weiteren Vereinen – dem Verein Gedenkstätte Gustav Klimt und der Österreichischen Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege - eine Petition zum Erhalt der Gartenwidmung ins Leben gerufen, um eine der Villa gerecht werdende Situierung zu erhalten.

Wien – Penzing: GEBE-Fabrik wird umgebaut

Eine der wenigen Industriegebäude Wiens, die es auf die Denkmalliste geschafft haben, ist die ehem. Gasgerätefabrik GEBE in Penzing (Linzer Str. 143 / Ameisgasse 32). Im Herbst begannen nun auf dem Gelände die Umbauarbeiten, auf dem Gelände soll ein Wohngebiet entstehen. Im Zuge dessen wurden moderne Erweiterungsbauten an der Linzer Straße sowie das im Kern aus dem Biedermeier stammende Eckhaus Linzer Straße /



Abb. 93

Ameisgasse abgebrochen. Erhalten bleibt die Fassade des denkmalgeschützten Hauptgebäudes entlang der Westbahnstrecke mit dem auffallenden Firmenlogo sowie das hofseitige Kesselhaus samt Schornstein. Unter dem glattem Putz des Hauptgebäudes besteht übrigens noch die industrietypisch gegliederte Klinkerfassade aus der Erbauungszeit.

Bis 2015 sollen das ehem. Fabriksgelände zu Wohnungen umgebaut und neue Wohntrakte samt Tiefgarage und Supermarkt errichtet werden. Es bleibt abzuwarten, wieviel noch erlebte Industriekultur im Endeffekt dabei erhalten bleibt.

Wien – Döbling: Neustifter Schutzzone weiter in Diskussion

Der Kampf um den Erhalt der Wiener Ortskerne, dem sich unser Verein verschrieben hat, ist ein Dauerthema, das nichts an Brisanz verliert: Das zeigte sich auch beim von Kurier und

ORF veranstalteten „Stadtgespräch“, das am 14.01.2014 beim Heurigen Wolff in Neustift am Walde stattfand. Mehr als hundert Besucher kamen zu der Veranstaltung, bei dem neben



Abb. 94

Wohnbaustadtrat Michael Ludwig und Planungsstadträtin Maria Vassilakou auch iD-Vorstand Markus Landerer teilnahm. Er betonte dabei, dass die Bedrohung der alten Ortskerne durch Abbrüche historischer Bausubstanz und unsensible Neubauten nicht auf Neustift beschränkt ist und auch kein reines Anrainerproblem darstellt. Das traditionelle Stadtbild ist aufgrund des Drucks zahlreicher Immobiliengesellschaften in allen Wiener Schutzzonen bedroht, ist somit ein Gesamt-Wiener Problem.

Wien – Döbling: Pläne für Casino Zögernitz

Das denkmalgeschützte ehemalige Casino Zögernitz in der Döblinger Hauptstraße Nr. 76-78 mit seinem historischen Konzertsaal, in dem schon Johann Strauss aufgetreten ist, soll umgebaut werden. Der Unternehmer Hermann Rauter will den denkmalgeschützten Saalbau zwar sanieren, gleichzeitig aber spätere Anbauten abreißen und an ihrer Stelle Ei-



Abb. 95

gentumswohnungen und Tiefgarage errichten. Das tradierte Erscheinungsbild würde damit schwer beeinträchtigt, eine Bürgerinitiative gegen das überdimensionierte Bauprojekt hat sich gebildet.

Veranstaltungen / Termine

Samstag, 5. April 2014

125 Jahre Türkenschanzpark

Von der "Türkenschanze", über die "Schreiber'sche Sandgrube" bis zur ehemals größten öffentlichen Parkanlage Wiens war es ein "weiter Weg", doch existiert diese nun auch schon mehr als 125 Jahre. Dr. Christian Hlavac von der Österreichischen Gesellschaft für historische Gärten wird uns die Besonderheiten dieser bemerkenswerten Parkanlage zeigen, in der sich neben Teichen, Wasserfällen, Springbrunnen und Denkmäler auch die nach Jahrzehnten des Verfalls renovierte Paulinenwarte befindet.

Zeit: 10:00 Uhr, **Ort:** Türkenschanzpark bei Paulinenwarte, 1180 Wien
Anreise mit Bus 37A oder 40A bis Station Gregor-Mendel-Straße, dann Fußweg durch den Park bis zur Paulinenwarte.

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Freitag, 11. April 2014

Baustellenführung durch die Generaldirektion der ehemaligen Länderbank (Wiederholung)

Am 18.11.2011 ist die prachtvoll ausgestattete Beletage der ehemaligen Generaldirektion der Länderbank durch Brand zerstört worden. Erfreulich war das Versprechen von Investor René Benko, dass die alt ehrwürdigen Räumlichkeiten wieder so restauriert und hergestellt werden, wie sie waren. Auf Grund des großen Interesses nun die 2. Führung mit Projektleiter DI Ludger Wälken. Begrenzte Teilnehmerzahl, wegen zahlreicher Vormerkungen für diesen Termin können nur mehr wenige Anmeldungen entgegen genommen werden.

Zeit: 15:00 Uhr, **Ort:** Am Hof 2, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Samstag, 26. April 2014

Vollversammlung der Initiative Denkmalschutz

in der Villa Wertheimstein, deren Liegenschaft eine reiche Geschichte hat. Zunächst Klosterbesitz, dann "Gemäldegalerie" des Sammlers Rudolf von Arthaber und schließlich kunstsinniges Zentrum der Familie von Wertheimstein. Besichtigung der Villa und des letzten noch erhaltenen Prunkkandelabers der Wiener Weltausstellung 1873.

Zeit: 10:00 Uhr Besichtigung; ab 10:30 Uhr Vollversammlung

Ort: Döblinger Hauptstraße 96, 1190 Wien

Samstag, 10. Mai 2014

Stadtbildverluste im alten Wien – ein Stadtspaziergang

Wien hat sich zu keiner Zeit stärker verändert als in der Ära Kaiser Franz Josephs (1848 – 1916). Abgesehen vom Abbruch der Basteien und der Anlage der Ringstraße wandelte auch die Innere Stadt ihr Aussehen grundlegend. Dabei ging man keineswegs zimperlich vor. Wertvolle Bauten fielen der Spitzhacke anheim. Auch unter Kaiser Joseph II. fand ein nachhaltiger Wandel im Stadtbild statt. Ein Stadtspaziergang mit Dr. Edgar Haider wird längst vergessene Bauten aus verschiedenen Epochen und ihre einstigen Bewohner wieder ins Bewusstsein rufen.

Treffpunkt: 10:00 Uhr, Vor dem Riesentor des Stephansdoms

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Freitag, 23. Mai 2014

Baustellenführung durch das ehemalige Palais Hoyos / nunmehr Botschaft der Republik Kroatien

Das schönste der insgesamt 3 von Otto Wagner auf dem Areal des ehemaligen Dreifaltigkeitsspitals geplanten Häuser gilt als eines seiner Hauptwerke. Die Abwendung vom späthistoristischen Fassadendekor und die Verwendung einer neuartigen floralen Ornamentik werden als wichtige Schritte zur Entwicklung des Jugendstils bezeichnet. DI Oliver Schreiber vom Bundesdenkmalamt wird uns auch auf die Besonderheiten der Innenraumplanung von Otto Wagner hinweisen, der hier bis 1903 seinen privaten Wohnsitz und sein Atelier hatte.

Treffpunkt: 15:00 Uhr, Rennweg 3, 1030 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-



Abb. 96: Türkenschanzpark - Führung, 05.04.



Abb. 97: ehem. Länderbank - Führung 11.04.



Abb. 98: iD-Vollversammlung, 26.04.



Abb. 99: Stadtbildverluste - Führung, 10.05.



Abb. 100: Palais Hoyos - Führung, 23.05.

Veranstaltungen / Termine

Samstag, 14. Juni 2014

"Freiraum"-Führung in der Wiener Altstadt

Auch Beleuchtungskörper, Stadtmöblierung, Bodenbeläge usw. sind für den städtischen Raum prägend. Bei einem Spaziergang durch die Innere Stadt und angrenzende Bereiche werden verschiedene Möglichkeiten gezeigt und anhand von Schautafeln mit internationalen Beispielen verglichen, wie die Gestaltung des Freiraums das Erscheinungsbild einer Altstadt beeinflussen kann. Es führt Architekt DI Stefan Mastal.

Zeit: 10:00 Uhr, **Ort:** Am Hof 1, vor der Kirche am Hof, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8.-

Samstag, 5. Juli 2014

Exkursion durch den Ortskern von Atzgersdorf

Die der "Initiative Denkmalschutz" häufig gestellte Frage, warum in Wien ein historisch bemerkenswertes Haus jederzeit abgebrochen werden kann, findet ihre Antwort im jeweiligen Flächenwidmungs- und Bebauungsplan. Markus Landerer ist der Experte des Vereins in dieser Materie und wird uns anhand dieses Lokalausweises die weitreichenden Folgen des für den Abriss oder Erhalt historischer Architektur maßgeblichen Schlüsselinstrumentes der Raumplanung erläutern.

Zeit: 10:00 Uhr, **Ort:** Kirchenplatz 1, 1230 Wien, Anreise mit Bus 66A

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8.-

Freitag, 25. Juli 2014

Sommerfest des Vereins im Garten des "Haus Weissmann" (Ersatztermin bei Schlechtwetter 1. August)

Das kubische Einfamilienhaus gilt als architektonische Rarität des Architekten Heinrich Kulka, Schüler, Mitarbeiter und später auch Partner von Adolf Loos. Die den 3 Prinzipien des Loos'schen Raumplans folgende Planung wurde 1930 auf der Triennale di Milano ausgestellt und 1933/34 für die Bauherren Ernst Moritz und Helene Weissmann umgesetzt.

Zeit: 16:00 Uhr, **Ort:** Königlberggasse 55, 1130 Wien,

Anmeldung erforderlich bis spätestens Freitag, 18. Juli 2014.

Mitglieder-Führung inklusive Buffet und Getränke: € 20/18,- (Spende), Nicht-Mitglieder: ab € 30,-

Freitag, 22. August 2014

Wiener Werkbundsiedlung - Zu Besuch im "spinnerten Dorf"

Die unter der Federführung des Architekten Josef Frank von insgesamt 32 Architekten nach ihren eigenen Ideen des „Neuen Wohnens“ geplanten 70 Einfamilien/Reihenhäuser wurden 1932 anlässlich der internationalen Bauausstellung errichtet. DI Oliver Schreiber vom Bundesdenkmalamt wird uns mit den speziellen Herausforderungen der Generalsanierung dieser international viel beachteten Anlage vertraut machen.

Treffpunkt: 16:00 Uhr, Jagdschlossgasse / Ecke Gobergasse, 1130 Wien, **Anmeldung erforderlich**, Führungsbeitrag (Spende) € 10/8,-

Samstag, 6. September 2014

Trabrennverein Krieau

Führung mit den Spezialisten des Instituts für Baugeschichte an der TU-Wien. Der 1882 errichtete Holztribünenbau wurde 1913 durch einen Neubau der Otto-Wagner-Schüler Emil Hoppe, Marcel Kammerer und Otto Schönthal ersetzt. Diese frühe Stahlskelett-Betonkonstruktion mit Wiener Werkstätte-Dekors aus Majolika bildet zusammen mit dem fünfgeschoßigen Schiedsrichterturm (1919) ein Ensemble von überregionaler Bedeutung, das durch die aktuelle Stadtentwicklung massiv bedrängt wird.

Zeit: 09:45 Uhr, **Ort:** U2-Station Stadion, b. Ausgang Stadion, 1020 Wien

MITGLIEDERTREFFEN

14. April, 19. Mai, 23. Juni, 1. Sept., 20. Oktober 2014 – im Vereinslokal, **Ort:** Fuchsthallergasse 11, 1090 Wien – **Zeit:** ab 18:30 Uhr (jeweils Montag) – Auch Nichtmitglieder sind herzlich willkommen!

Hinweise: Die Teilnahme an Veranstaltungen ist (falls nicht anders angegeben) nur Mitgliedern möglich, für Neumitglieder ist die erste Führung gratis! Bei Mitgliedertreffen sind Gäste und Interessenten immer willkommen. Allfällige Änderungen und nähere Informationen werden rechtzeitig per Newsletter (e-Mail) und auf www.idms.at bekannt gegeben.



Abb. 101: Freiraum – Führung, 14.06.



Abb. 102: Atzgersdorf – Führung, 05.07.



Abb. 103: Haus Weissmann – Sommerfest, 25.07.(1.8.)



Abb. 104: Werkbundsiedlung – Führung, 22.08.



Abb. 105: Trabrennverein Krieau – Führung, 06.09.